

INHALT

Vorwort	7
Neustrelitzer Kirchengeschichte Zum 200. Jahrestag der Einweihung der Stadtkirche / <i>Annalise Wagner</i>	9
750 Jahre Güstrow / <i>Ulrich Abraham</i>	24
Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft Mecklenburg an Gerd Lüpke	35
Hermann Claudius / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	40
Das Maltzaneum zu Waren / <i>Dr. Hans-Joachim Deppe</i>	45
Appassionata / <i>Hermann Claudius</i>	65
Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloß / <i>Karl Hacker</i>	66



200 Jahre Stadtkirche Neustrelitz

Errichtung der Neustrelitzer Stadtpfarre	1756
Grundsteinlegung der Stadtkirche	29. 7. 1768
Einweihung der Stadtkirche	4. 11. 1778
Turmbau	1828 bis 12. 8. 1831
Grüneberg-Orgel	28. 6. 1893
Drei Glocken: Eine aus dem Jahre 1521, zwei aus dem Jahre 1955	
Außenrenovierung der Stadtkirche	1964 bis 1966
Innenrenovierung der Stadtkirche	1967 bis 1968
Erneuerung der Orgel	1975 bis 1978



Innenansicht der Stadtkirche Neustrelitz

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



42. Jg. - Nr. 80

Göttingen

Winter 1978/79

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmstraße 27,
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

VORWORT

Mit diesem Heft gehen wir in die **80. Folge** unserer Zeitschrift, die sich bemüht, ihren Beitrag zur heimatkundlichen Forschung und Erkenntnis, insbesondere des Strelitzer Raumes und seiner Geschichte, zu leisten. Auch vielen in- und ausländischen Freunden haben wir mit Abhandlungen über ihre Arbeits- und Interessengebiete, mit Erzählungen und Gedichten Raum gegeben, ebenso unserer heimatlichen plattdeutschen Sprache.

Anfänglich nur eine schlichte Zeitschrift unseres ehemaligen Gymnasium Carolinum in Neustrelitz hat sie sich aus dem humanistischen Geist und dem feinsinnigen Wirken unseres verewigten Oberstudiendirektors Gustav Heinrich Piehler wie auch aus dem einzigartigen Zusammenhalt unserer Altschüler-Vereinigung heraus weit über ihren Ursprungsbereich zu einem Organ entwickelt, welches das heimatliche Kulturerbe in seinem gesamtdeutschen und europäischen Zusammenhang aufzeigt und freiheitlich bewahrt.

Als Beispiele seien hier die Festschrift zum 550jährigen Bestehen unserer Universität Rostock im Jahre 1969 („Carolinum“ Nr. 52) und das zum hundertjährigen Todestag des Dichters im Jahre 1974 herausgegebene Fritz-Reuter-Sonderheft („Carolinum“ Nr. 68/69) genannt. Letzteres verdanken wir Dr. Walter Lehmbeker, Präsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft bis Nov. 1978, der jahrelang mit dem Begründer unserer Zeitschrift G. H. Piehler zusammenarbeitete und nach dessen Tode (18. 7. 1973) ihre Tradition gleichwertig fortsetzte. Seiner gedenken wir auch mit diesen Zeilen zu seinem 80. Geburtstag am 10. Dezember 1978 in dankbarer Verehrung.

Die jetzige Schriftleitung (seit 1975) wird im Sinne ihrer Vorgänger fortfahren. Möge dazu unsere Carolinerschaft weiterhin den Idealismus und die Mittel aufbringen, um wie bisher aus eigener Kraft unsere Zeitschrift, die unserer alten Schule ein literarisches Denkmal setzt, weiterhin herausgeben zu können. Eingedenk der dankenswerten Partnerschaft des altherwürdigen Gymnasium Philippinum in Marburg sollten wir nicht nachlassen und auch die Anteilnahme der Nachfolgegenerationen unserer ehemaligen Schüler und Freunde wecken!

Um der wissenschaftlichen und persönlichen Auswertung unserer Zeitschrift besser dienen zu können, werden wir versuchen, alsbald auch ein Registerheft herauszubringen.

DER VORSTAND
DER CAROLINERSCHAFT



Die Zesterfleth-Kapelle auf dem alten Friedhof in Neustrelitz (Zeichnung von Walter Gotsmann)

Neustrelitzer Kirchengeschichte

– Zum 200. Jahrestag der Einweihung der Stadtkirche –

V o n A n n a l i s e W a g n e r

Die Stadtkirche

Neustrelitz wurde 1733 gegründet und hatte bis zum Bau seiner ersten öffentlichen Kirche für alle Stadtgemeindemitglieder nur eine Hofkapelle, die sich in dem 1726–1731 zu einem fürstlichen Hause umgebauten Jagdhaus Glienecke befand.

Dieser kirchliche Andachtsraum hatte einen separaten Zugang vom Schloßhof aus (er ist noch heute vor der Schulbaracke des Rates der Stadt an den Bordsteinen der Säulenvorlage festzustellen).

Dieser schöne Raum war mit drei Chören, Altar, Kanzel, Orgel und prachtvollem Kronleuchter ausgestattet und ging durch zwei Etagen, wie es meist bei den Schloßkapellen üblich war.

Die Hofgemeinde hatte zu den Gottesdiensten nur an den großen kirchlichen Festtagen Zutritt.

Zum ersten Hofprediger und Konsistorialrat wurde Pastor Trendenburg aus Brunn 1732 berufen.

Nach etwa 20 Jahren war aber nicht nur die Hofgemeinde größer geworden, es hatten sich außerdem zahlreiche Handwerker, Kaufleute, Ackerbürger und Dienstuende niedergelassen und somit eine ständig wachsende Stadtgemeinde gebildet, die mit Recht ihre eigene Kirche verlangte.

So wurde 1754 vom regierenden Herzog Adolf Friedrich IV. der Beschluß gefaßt, für die Stadtgemeinde eine Kirche zu erbauen. Ein hölzerner Glockenstuhl befand sich vorerst auf dem Platz vor der Orangerie.

Am 29. Juli 1768 wurde der Grundstein für eine Stadtkirche auf dem Marktplatz gelegt, und zwar links am Eingang der heutigen Wilh.-Pieck-Straße. Den architektonischen Entwurf fertigte der herzogliche Leibarzt Dr. Verpoorten an, ein sich autodidaktisch viel und erfolgreich mit der Baukunst beschäftigender Mann.

Die Bauführung wurde dem Apotheker und Bürgermeister Eggers übertragen. Der Chronist berichtet über die Grundsteinlegung folgendes:

„Nach vorhergegangenem Geläute gingen die Stadtschüler, die Candidaten des heiligen Predigamtes, drei Prediger, der Zimmer- und Maurermeister, die beiden Herren Bürgermeister und sämtliche Bürger in Prozession aus der Schloßkapelle nach dem Platz, wo alles zur Legung des Grundsteins in Bereitschaft war. Ihre Herzogliche Durchlaucht nahmen mit der Schwester Prinzessin Christiane unter dem Gezelte Platz, bis das Lied „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ abgesungen war und von dem Herrn Sup. Andr. Gottl. Masch die Rede gehalten war. Hierauf ruhten Höchstdieselben in die Gruft zu steigen und den Grundstein (in der Ecke des Küsterstuhls nach Norden) zu legen, worauf das Te Deum unter Beistimmung der Trompeten, Pauken und Posaunen abgesungen und die feierliche Handlung mit dem Kirchensegen geendigt ward. Außer einigen Münzen wurde eine zinnerne Tafel in den Grundstein vermauert, deren lateinische Inschrift, Name und Widmung des Herzogs, der Prinzessin Christiane, der Mitglieder des Konsistoriums und des Magistrats auführte:

Hofmarschall J. Chr. von Zesterfleeth, Geheimräte Fr. Jacobi und A. L. Seip, Superint. Masch und Konsist. Rt. J. H. Gerling, Kammerrat Fr. Gerling, Konsist. Sekr. Horn und die Bürgermeister: Hofapotheker J. Chr. Eggers und Kaufmann H. Chr. Strübing“.

Der Text lautete: „Surgat Templum ut in Templo Templa Deo aedificentur = es erhebe sich der Tempel, damit im Tempel Tempel Gottes erbaut werden.“ Mit diesen Worten schließt der Brief über die Grundsteinlegung.

Die Architektur der Kirche ist in der Formensprache ein palladianischer Typ italienischer Spätrenaissancen im toskanischen Stil. Durch drei Stockwerke werden glatte Pilaster geführt.

Die Fensteröffnungen sind, der Emporenteilung des Inneren entsprechend, in drei Stockwerken übereinander angeordnet. Im Erdgeschoß sind die Fenster quadratisch, dann folgen im Halbkreis geschlossene Öffnungen, oben die für die Zeit charakteristischen Ochsenaugen. Die ursprünglichen Profile an Kapitälern, namentlich des Hauptgesimses, sind infolge des erst 1831 erfolgten Abputzes nicht mehr die alten, wodurch der Eindruck wesentlich geschwächt wird. Ein an allen Seiten abgewalmtes, steil aufragendes, dem massigen Baukörper günstig angepaßtes Ziegeldach faßt den rechteckigen Bau zusammen. Der etwas zu monumental und kolossal geratene viereckige Turm, den man trotzdem im Stadtbilde nicht missen möchte, wurde in den Jahren 1828–1831 nach Buttels Entwurf und Beratung mit C. Fr. Schinkel hinzugefügt.

Der Turm steigt in vier architektonisch streng gezeichneten Stockwerken nach den Regeln der vier Säulenordnungen auf. Flach durch eine Galerie mit Kandelabern abgeschlossen, krönt ihn ein auf schlanker Säule mit vergoldetem korinthischen Kapitäl, ein ebenfalls reich vergoldetes Kreuz.

Am meisten von dem ursprünglichen Zustand hat noch das weiträumige lichte, dem Charakter der Zeit entsprechende Innere bewahrt, trotzdem auch dort tief einschneidende Veränderungen, die den künstlerischen Charakter bedenklich geschwächt haben, vorgenommen sind.

„Die Gliederung der mit einem Spiegelgewölbe überdeckten Saalkirche geschieht durch ringsum geführte, die scharfen Ecken in graziöser konkaver Linie schwingenden Emporeneinbauten.

Bemerkenswert sind die mit allergrößter Akkuratess und feinstem architektonischen Stilempfinden gezeichneten, aus Holz sorgfältig gebildeten Säulenstellungen, toskanischer und ionischer Ordnung. Entsprechend stellt sich auch die großzügig erdachte Komposition des Altarprospektes dar. Schlanke, unkannelierte gekuppelte Säulen mit seitlichen Pilastern vermitteln den Übergang in die oberste Emporenbrüstung. Flammende Vasen bewirken ästhetisch vollwertiges Ausklingen der gesamten Komposition.“ (K. Hustaedt)

Leider ist auch hier, wie in so vielen kirchlichen Denkmälern dieser Epoche, der künstlerische Organismus des sogen. Kanzelaltars sinnwidrig zerstört. Das Ganze war mit den heute auf der zweiten Empore angeordneten Statuen ein beredtes Beispiel des sich aus der blühenden Formenskala des Rokoko zu ernsteren Motiven wendenden frühen klassizistischen Stiles. Als Bildhauer des gesamten Prospektes ist Simon Gehle zu nennen, für dessen Können dieses Werk von ganz besonderer Bedeutung wird.

Die Innenarchitektur soll ihr Vorbild in der Versailler Schloßkapelle haben. Der holzgeschnitzte Taufständer (Rokoko) stammt aus Meister Bengelsdorfs Werkstatt. Der echte Teppich vor dem Altar wurde 1883 von der Gemeinde gestiftet.

Die 1779 geschenkte kleine Orgel aus der Wanzkaer Klosterkirche hatte in enger Harmonie mit dem Kanzelaltar darüber Aufstellung gefunden.

Das 1856 von der Großherzogin Marie von Mecklenburg – Strelitz (einer Schülerin von Prof. Unger) von ihr gemalte Bild, eine Copie von Raffaels Kreuztragung (Orig. Madrid

Prado) verdrängte die Kanzel. 1893 fand eine neue, von dem Großherzog Friedrich Wilhelm und der Großherzogin Augusta Caroline geschenkte Orgel (20 000,-) auf der ersten Empore an Stelle der alten fürstlichen Loge ihre Aufstellung. Die Verkleidung der Orgel besorgte der Kunsttischler Bengelsdorf. Die Loge wurde dann gegenüber der Kanzel eingerichtet, und viele Beamte hatten ihr eingezäuntes eigenes Gestühl – Lehrer, Pastoren, Handwerker – in der 1. Empore gemietet.

Mit diesem Bau der Stadtkirche wurde nun die Trennung zwischen Schloß- und Stadtgemeinde vollzogen, das heißt, es fanden von 1756 an getrennte Gottesdienste für jede Gemeinde statt, wenn auch vorläufig noch bis zur Fertigstellung der Stadtkirche in der Schloßkapelle.

Ein herzoglicher Erlaß besagt, daß die Bürger unentgeltliche Hand- und Spanndienste beim Bau leisten, Feldsteine beim Fundament ausgraben und beim Bau zu verwendende Mauersteine herbeischaffen sollen. Zuerst wurden 2000 Taler Gold durch gerichtlich eingekommene Straf gelder verwendet. Aber diese waren bald verbraucht, und der chronische Geldmangel der herzoglichen Schatulle ließ die Bauarbeit ins Stocken geraten. Es kamen Zeiten, wo die Arbeit ganz ruhte und die Witterungseinflüsse großen Schaden anrichteten. Da entschloß man sich, mit herzoglicher Genehmigung eine Landeslotterie zu veranstalten, die die Kanzleräte Reinhard und Göffel unter ihre Fittiche nahmen. Die ersten 400 Lose zu je 25 Schilling mußte die Rentei abnehmen. Dann mußte der Kirchenökonom Bürgermeister Strübing größere Anleihen beim Ratzeburger Dom aufnehmen. 20 000 Taler waren inzwischen schon verbraucht. Das Holz, das zum Bau nötig war, stiftete die herzogliche Forst. C. A. Endler berichtet, daß 220 Bäume zu Brettern geschnitten werden mußten. Nach zehn Jahren war es dann so weit. Die Kirche stand zwar unverputzt mit Holztreppe auf dem Markt und mit einem Torso als Turm (bis zur Dachtraufe), aber doch im Innern fertig da.

Am 4. November 1778 sollte die Einweihung nach einem besonderen dafür erlassenen Reglement vor sich gehen. Der Chronist hat darüber folgendes vermerkt:

„Der Hoffourier eröffnete den Zug zu Pferde, die Kinder der Stadtschule folgten mit den Lehrern, daran schlossen sich in nachstehender Reihenfolge: der Maurermeister mit dem Kirchenschlüssel, die fremden Prediger, der Sup. Masch, Stadtprediger Gerling in Begleitung zweier Prediger, welche die heiligen Geräte, die Bibel und die Kirchenordnung auf samtenen Kissen trugen, die Bürger paarweise, die Bürgerfrauen ebenfalls paarweise, die Mitglieder des Magistrats, der Kammerfourier zu Pferde, die Subalternbeamten der verschiedenen Kollegien und die Hofoffizianten, die Kanzlei- und Kammerräte in Karossen mit 2 Pferden, der Präsident des Geh. Ratskollegiums und die drei Geheimräte, jeder allein in seiner Equipage, die Stallmeister zu Pferde, die Hofkavaliere in eigener Equipage, der Hofmarschall in einer zweispännigen Karosse, der Herzog in einer Karosse mit 8 Pferden, Prinzess Christiane in der Karosse mit 6 Pferden, Hofdamen und Damen aus der Stadt in zweispännigen Karossen.

Vor der Kirche ordneten sich die Teilnehmer der Prozession in zwei Reihen zu einem Spalier für die Durchfahrt des Herzogs und der Prinzessin. Die Prediger begaben sich an die Kirchentür, welche bei der Ankunft des Herzogs von Sup. Masch nach einer Ansprache geöffnet wurde.“

Dann begann der Einweihungsgottesdienst, die Hofkapelle musizierte unter Mitbenutzung der kleinen Orgel.

Unter der Regierung Großherzogs Friedrich Wilhelm (1860–1904) wurden die heutigen Granitstufen angebracht, und zwar beim Markteingang. Es war wegen erneuter Abtragung des Marktes notwendig geworden. 1827 beschloß dann Großherzog Georg zur Vollendung der Kirche den Turmbau und die Verputzung der Kirche vorzunehmen (unter Buttels Leitung 1831 vollendet).

„Daß Schinkel eine Skizze für die architektonische Lösung des Turmes angefertigt haben soll, ist nur überliefert, aber nicht quellenmäßig beweisbar. Die untere toskanische Pilasterordnung war schon vorhanden, und es lag nahe, nunmehr die Säulenordnung folgen zu lassen. Daß aber ein Gedankenaustausch darüber zwischen Schinkel und dem Baurat Buttell oftmals stattgefunden hat, ist erwiesen. Er war im Hause Buttell oft Gast, und beide hatten congeniale Interessen. (Siehe Fr. W. Buttell, Carolinum Heft 72/73 u. 74, von A. Wagner).

„In die unter dem Kreuz des Turmes befindliche Kugel waren schriftl. Nachrichten hineingelegt, und in das Fundament der Treppe, vom Markt aus gesehen, eine Glasflasche vermauert“, die den Staatskalender und eine wichtige Urkunde der Stadt enthielten.

Bei den in den 20er Jahren vorgenommenen Erneuerungsarbeiten an der Turmspitze ist in der Kugel unter dem Kreuz eine Urkunde aus dem Jahre 1830 gefunden worden. Diese Urkunde hatte durch die Witterungseinflüsse sehr gelitten, eine Entzifferung war kaum möglich, da die Schrift verblaßt war und Risse im Papier waren. Es ist aber einem tüchtigen Christen doch gelungen, folgenden Wortlaut noch festzustellen:

„Nachdem die Kirche zu Neustrelitz seit ihrer Erbauung an 40 Jahre hindurch ohne Turm verblieben war, faßten Sr. H. der Herzog Carl von Meckl. Strelitz den Entschluß vermittelt der Summe, die er bereits seit zehn Jahren alljährlich zur Verschönerung der Stadt anwandte, den Turm zu erbauen. Sr. kgl. Hoheit der reg. Großherzog von Meckl. Strelitz Georg genehmigten dies nicht allein, sondern bewilligten auch hierzu allergnädigst das Bau- und Holzmaterial, und Frau Großherzogin Marie stiftete noch 1000 Taler Gold.

Die Direktion des Baues erhielt Hofmarschall von L'Estocq und der Hofbaumeister Buttell. Zur Aufsicht und Arbeit waren beim Bau beschäftigt der Baukondukteur F. Kandler, der Bauschreiber Beuthe, der Hofmaurermeister Krull, die Zimmermeister Seyberlich u. Schuster. Sämtliche Steine sind auf der Radelandschen Ziegelei von Ziegler Nicola geformt, die Säulenkapitälé aber vom hiesigen Töpfermeister Lange geformt, modelliert und gebrannt. Kugel und Kreuz hat der Kupferschmied Luffsmann, die eiserne Helmstange aber der Schmied Rohde angefertigt.

Im Sommer 1828 begann der Bau, im Jahre 1829 wurde die 1. u. 2. Etage vollendet, 1830 die 3. u. 4. Etage und am heutigen Tage, als dem Geburtstag des regierenden Großherzogs, dieser Knopf und das Kreuz feierlichst aufgesetzt. In diesem Jahr ist auch der Anfang mit dem Abputz des Gemäuers der Kirche gemacht worden, wozu die nötigen Gelder durch freiwillige Beiträge, welche der Magistrat sammelte, aufgebracht sind. Zu einer neuen Uhr hat der verstorbene Hofrat Tangatz ein Kapital von 500 Talern ausgesetzt.

Neustrelitz, d. 12. August 1830

Carl von L'Estocq
Grossherzogl. Meckl.
Hofmarschall

Fr. W. Buttell
Hofbaumeister

8700 Taler Gold hat allein der Turmbau gekostet. Am Geburtstag des Großherzogs Georg, dem 12. August, wurde, wieder mit besonderem Reglement, die Turmweihe vollzogen.

Zu den 2 Glocken sei noch bemerkt: die kleine Glocke ist die älteste, sie trägt die Jahreszahl 1521 und das Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind, auf der anderen Seite das Bild eines Ritters. Sie soll bis 1740 als Schlagglocke auf der Burg Stargard gebraucht worden sein. Ihre Inschrift lautet: „help god und Maria o rex gloriae christe veni cum pace“.

1797 wurden die zwei Glocken vor dem Platz der Orangerie in den Torso-Turm überführt. Die größere Glocke stiftete Herzog Adolf Fr. IV. 1767. Sie trägt Wappen und Namen des Stifters und alle Namen der Baubeteiligten. Gegossen wurde sie von Meister Peters.

Letztere Glocke mußte für Kriegszwecke abgeliefert werden. Am 9. 10. 1955 wurden in der Stadtkirche zwei neue Glocken eingeweiht. Der Spender war der Kaufmann Richard Wagner aus Neustrelitz.

Die Taufglocke trägt die Aufschrift: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Zum Gedächtnis unsres Sohnes Gerhard Wagner, geb. am 11. 10. 1916 in Neustrelitz, gefallen am 3. 3. 1943 in Rußland. Richard und Dora Wagner. A. D. 1955.

Die kleinere Trauerglocke trägt die Aufschrift: Im höchsten Glück, in tiefster Not, weist mein Geläut den Weg zu Gott. Zum Gedächtnis unseres Sohnes Peter Wagner, geb. 29. 11. 1920 in Neustrelitz, vermißt seit Januar 1943 in Stalingrad. Richard und Dora Wagner. A. D. 1955.

Gegossen wurden die Glocken bei Schilling in Apolda.

1912 wurde die neue Zentralheizung eingebaut. An den 1. Weltkrieg erinnern die Gedächtnistafeln für die fallenen Soldaten, sowie das mit Nägeln beschlagene Eiserne Kreuz.

Die vier Fenster mit Glasgemälden links und rechts vom Altar sind vom Präsidenten D. Präfcke und seiner Frau sowie vom Käthe-Luther-Bund gestiftet. Das Letztere schuf der Künstler Gerd Tolzien (Sohn des damaligen Landesbischofs Tolzien).

1957 wurde auf Initiative des KMD Borlisch ein Cembalo angeschafft. Der Kauf wurde durch Spenden der Gemeinde ermöglicht.

Der Landessuperintendent Bosinsky hat in seiner Amtsperiode sich sehr verdient gemacht durch den Abputz der Kirche und die völlige Renovierung im Innern der Kirche.

Die eingezäunten Buchten versch. Stände wurden entfernt, neue schöne Kronleuchter angebracht, Malerarbeiten u. a. m. in den Jahren 1960–68 durchgeführt.

Die neue Barackenkirche

im südlichen Stadtteil (ehemals Wohnlager Kiefernheide) von Neustrelitz in der Goethestraße wurde am 27. Okt. 1957 ihrer Bestimmung übergeben. Ein in Herrnhut gearbeiteter Altar mit Messingkreuz und Leuchtern sowie ein kleiner Wandteppich sind der Schmuck der sehr schlichten Kirche, die etwa 40 Personen aufnehmen kann. Neben dem Andachtsraum befinden sich Unterrichtsräume für die Christenlehre.

Die Entwicklung der katholischen Diaspora in Neustrelitz

Die erste Abhaltung katholischer Gottesdienste geht auf das Jahr 1790 zurück, als der Herzog Adolf Friedrich IV. dem katholischen Forstrat Cogho (er wohnte in der heutigen Stadtgärtnerei) gestattet, bei sich zweimal im Jahr Gottesdienst abzuhalten.

Erst mit dem Eintritt des kleinen Landes Meckl.-Strelitz in den Rheinbund, zur Zeit der Regierung Herzogs Carl (um 1806) wurde eine Gleichstellung beider christlicher Konfessionen in der Rheinbundaccessionsurkunde (1808) erreicht und der Gemeindegarbeit innerhalb der kathol. Diaspora keine großen Schwierigkeiten mehr gemacht. Natürlich blieb es vorläufig beim alten Zustand, daß ein auswärtiger Geistlicher von Berlin, später Neuruppin und Wittstock, den sehr großen Bezirk zu betreuen hatte. Der rührige Neustrelitzer Sprachmeister C. Villatte erreichte es aber schließlich, daß ein Raum für die Gottesdienste zur Verfügung gestellt wurde, denn die kathol. Stadtgemeinde war inzwischen auf etwa 70 Mitglieder angewachsen. „Das erste Hochamt“ wurde im April 1856 im großherzoglichen Chevalierhaus (jetzt Hobesaal) abgehalten. Dann wurde im alten Palais (1945 zerstört) ein Saal für die Gottesdienste benutzt. Bei Taufen und Beerdigungen wurden der Gemeinde leider nach wie vor Schwierigkeiten gemacht. Die evangelischen Geistlichen sollten diese Kulthandlungen mitübernehmen. So wurden 1860 dem katholischen Begräbnis der Madame Vilatte

große Unannehmlichkeiten entgegengestellt. Erst von 1863 an hörte dies alles auf, als endlich, wenigstens zeitweilig auf 3-5 Monate, ein Geistlicher nach Neustrelitz kam. Besonders interessant ist das Jahr 1870 für die Entwicklung der Kirche. Etwa 1400 französische Kriegsgefangene kamen in die Stadt. Da sie fast alle katholischer Konfession waren, bedurften sie auch solcher Seelsorge. Die Gottesdienste mußten in der Muttersprache der Soldaten gehalten werden. Wieder setzte sich die Familie Villatte ein. Die Tochter des Sprachmeisters übersetzte die Predigten ins Französische, da sie die französische und deutsche Sprache gleich gut beherrschte. Das ging viele Monate hindurch.

Das Ansehen der katholischen Gemeinde wuchs mehr und mehr. 1870 wurde die erste Heilige Messe in der Zesterfleeth-Kapelle gelesen. (Grabkapelle des alten Friedhofs, der sich bis 1945 in der heutigen Rudolf-Breitscheid-Str. befand).

Bis zum endlichen Bau einer eigenen Kirche wurde diese Kapelle Heimat der katholischen Gemeinde. Immer wieder bemühte sich der Gemeinderat um Niederlassung und Zuzug eines eigenen Geistlichen. Aber die Räte des reg. Herzogs duldeten es nicht. Da es bisher von 1804 bis etwa 1860 stets abgelehnt war, blieb man bei dieser Methode. Erst die Inangriffnahme und Projektierung einer eigenen Kirche besiegte diese Rückständigkeit. 1871 fand die Grundsteinlegung für eine eigene Kirche statt, und damit besserten sich dann die Rechtsverhältnisse in den kirchlichen Angelegenheiten.

Der reg. Großherzog Friedr. Wilhelm überließ der Gemeinde einen Bauplatz, damit endlich das Gastrollendasein in zweckfremden Kapellen oder Sälen für die Gottesdienstabhaltung aufhöre. In der Urkunde vom 16. 4. 1874 heißt es u. a.:

„Auf dem in unserem landesherrlichen Eigentum stehenden und verbleibenden Terrain können katholische Einwohner eine Kapelle ohne Turm und Glocke aufführen und in derselben ihren Gottesdienst abhalten.“ (Ohne Turm und Glocke!! Welche Schande für den Strelitzer Fürsten!) Ohne Turm blieb sie – die 2 Glocken im Dachstuhl zogen erst 1912 ein und läuteten zum Pfingstfest zum ersten Male. Sie sind vom Glockengießer Otto-Hemelingen gegossen. 1917 wurde die größere Glocke für Kriegszwecke abgeliefert.

Die Weihe wurde am 2. Juni 1875 durch den Bischof von Osnabrück Dr. Beckmann als Provikar der nordischen Missionen vollzogen. Seit 1884 hat der kathol. Geistliche seinen ständigen Wohnsitz in Neustrelitz. Heute sind es zwei Geistliche. Die Gemeinde wählte vier weltliche Vertreter in ihren Kirchenvorstand. 1888 wurde das Pfarrhaus erworben und bezogen. Im Jahr 1977 ist neben der Kirche ein neues Pfarrhaus gebaut worden.

In der Kirche ist die alte Sitte, „der Kirche die Ostung“ zu geben, übertreten, obgleich damals die technischen Möglichkeiten bestanden, man gab ihr südliche Richtung. Das Straßenbild war wichtiger als die geistliche Orientierung.

Dieses „gotische“ „liebe Kirchlein“ ist ein typisches Produkt seiner Zeit (1875). Der nach Plänen des Neustrelitzer Landbaumeisters Rahne in rotem Backstein aufgeführte Bau zeigt den Typ der Saalkirche. Der Chor ist aus dem Achteck gebildet und gewölbt, während das Schiff eine polychromierte Holzdecke zeigt.

Wie in der Friedhofskapelle und Schloßkirche öffnet sich der Chor durch einen Spitzbogen vom Schiff. Die kapellenartige, durch den fehlenden Turm bedingte, architektonische Gestaltung hat trotz der Pseudogotik zu sehr privaten künstlerischen Ausdrucksmitteln in der Formensprache geführt.

Die Wände sind durch abgestufte Strebebögen gegliedert. Von besonderer Durchbildung ist das Portal mit der Rose. Auf reichen Konsolen unter Baldachinen thronen St. Petrus und St. Bonifacius vom Bildhauer Jansen-Köln angefertigt. Sie sind ein Geschenk der Großfürstin Katharina von Rußland, Gemahlin des Herzogs Georg von Meckl. Strelitz (gest. 1876) und der Großherzogin Mutter Marie sowie der Großherzogin Auguste Caroline. Als Ausklang der Komposition thront über den Schnittflächen der Giebel unter einem Baldachin die Jungfrau Maria. Das Altargemälde, die Himmelskönigin in sitzender Stellung, ist von

Anschütz, einem Schüler von Cornelius (gest. 1880). Der Taufstein ist ein Geschenk der Großfürstin Katharina von Rußland.

Die Orgel wurde 1879 von Grüneberg- Stettin eingebaut. Aus späterer Zeit stammt die Buntverglasung der Chorfenster, sowie das Herz-Jesu-Fenster mit den Darstellungen des heiligen Joseph, der heiligen Elisabeth und des heiligen Ansgar, Apostel des Nordens. Der Kreuzweg ist im Jahre 1901 angelegt. Die einzelnen Szenen, Kopien nach Führig, sind auf Metall gemalt.

Der Beichtstuhl wurde 1907 nach einer Skizze des Bildhauers Seeling in Osnabrück von dem Neustrelitzer Tischlermeister Preuß eingebaut.

1954 ist wegen ständiger Überfüllung der Kirche ein architekton. Entwurf für den Erweiterungsbau vom Architekten Zühlcke, Mirow, gemacht worden, der aber bis heute nicht realisiert wurde.

Die Statistik der katholischen Gemeinde umfaßte 1925 etwa 350 Seelen und 4000 Seelen in der Landgemeinde des Meckl. Strelitzer Bezirks. 1950 waren etwa 3000 Seelen in der Stadtgemeinde.

Die Franziskanerinnen gründeten 1917 ein „Kinderheim zu Neustrelitz“, um den Erstkommunionkindern zehnwöchentliche Unterkunft zu bieten während der Unterrichtszeit. 2 Schwestern betreuten die ersten 20 Kommunionkinder in der Marly (jetzt kommunale Berufsschule). Dann wurde das Haus in der Tiergartenstraße erworben und dort das St.-Elisabeth-Heim gegründet, das 1925 30 Pflegekinder, 29 Kommunionkinder, 5 Schwestern und 3 Hilfskräften eine neue Heimat wurde. In dem neuen Haus wurde damals auch eine dreiklassige Schule mit etwa 75 Schülern errichtet.

In den ersten Jahren nach 1945 hat das kathol. Haus St. Elisabeth eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit ausüben können. Viele obdachlose Kinder fanden Unterkunft und Verpflegung, Flüchtlinge wurden gespeist und Kranke betreut. Heute werden im Kinderheim etwa 70 Kinder vom 3. bis 18. Lebensjahr von 7 ausgebildeten Schwestern, Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen und einigen Hilfskräften betreut. Das Heim ist modern und hygienisch vorbildlich eingerichtet und hat in den Hofhäusern Räume für Religionsunterricht und entzückende Kindergartenzimmer. Im Haupthaus befindet sich ein kleiner Andachtsraum, etwa 25 qm, der künstlerisch, modern und wertvoll eingerichtet ist. Das Grundstück hat einen großen Spielhof mit Nebengelassen, einen Sportplatz, der, im Tiergarten gelegen, sich direkt an den Hausgarten anschließt.

Von 1946 – 50 war das Heim vorübergehend ausquartiert.

Die Kirche in Z i e r k e

Seit 1756 gehört Zierke zum Neustrelitzer Pfarrbezirk. 1860 wurde durch eine verheerende Feuersbrunst fast ganz Zierke in Asche gelegt. Auch die Kirche mit dem hölzernen Turm wurde vernichtet. Im Frühling 1864 wurde im Zuge des Wiederaufbaues des Dorfes auch eine Kirche nach Buttels Entwurf neu errichtet und 1867 eingeweiht. Wieder kam der erste Entwurf (ähnlich der Wulkenziner Kirche) nicht zur Ausführung, wohl aber der zweite im englischen Dorfkirchenstil unter Verwendung der gelben Backsteine wie in Fürstenberg und anderen Orten.

Buttel hatte gerade von seiner Englandreise anregende architektonische Skizzen mitgebracht und konnte somit den Wunsch der Großherzogin Auguste Caroline (einer englischen Prinzessin) nachkommen, die neue Zierker Kirche den englischen Dorfkirchen anzugleichen. Er aber hielt sich nur in der Westfassade an diesen Wunsch, indem er den Eingang in den einen Kirchturm verlegte (nach engl. Art).

Einschiffige Saalkirche mit Balkendecke und rechteckiger gewölbter, durch Tudorbogen sich vom Schiff öffnenden Apsis. Zwei verschieden große Türme, der Glocken- und der

Treppenturm, fassen den mit vierteiligem Kielbogenfenster (spätgotisch) ausgestatteten Westgiebel zusammen. Dieser wiederum ist mit Krabben und Kreuzblumen verziert. Die Ecken sind mit kleinen Türmchen versehen. Zwei Fenster trugen (von Kellner, Nürnberg) das Meckl. Hessische (nach Großherzogin Auguste) und (nach Großherzogin Marie) das Meckl. englische Allianzwapen. Die zinnernen Altargeräte stammen aus dem 17. u. 18. Jahrhundert. Den Altar ziert eine van Dyck Copie von der Großherzogin Marie gemalt und gestiftet. 1971 wurde eine gründliche Renovierung der Kirche vollzogen.

Die zwei alten Friedhöfe

Etwa 1737 wurde der erste Friedhof in Neustrelitz in der heutigen Wilhelm-Pieck-Straße 10 (ehem. Glambecker-, früher Brandenburger Str.) auf dem Grundstück der jetzigen Polyt. Oberschule I (einst Carolinum gegr. 1806) eingeweiht. Aber schon nach knapp 35 Jahren war er für die stetig wachsende Stadt zu klein geworden.

Der erste dort begrabene Bürger war ein Garde-Unteroffizier, der mit militärischen Ehren begraben wurde. Gleichzeitig wurde der Friedhof eingeweiht. 1768 wurde dann ein weit größeres Gelände, damals noch vor der Stadt liegend, an der Stadtgrenze nach Alt-Strelitz zu, bereitgestellt. Es ist das Gelände an der heutigen Rudolf-Breitscheid-Straße, gegenüber der Straße des Friedens und dem ODF-Denkmal.

Dieses wunderbare alte, verträumte Friedhofsparkgelände, das nach 100 Jahren mitten in der Stadt lag, war nach der Straße zu, dem Eingang, mit einer alten kunstvollen Backsteinmauer versehen, die sozusagen die Grenze der Stadt anzeigte, wie wir sie in gleicher Art am Hause des kathol. Pfarramtes am Ende der Strelitzer Straße noch feststellen können. Der erste dort bestattete Tote war der höchste Beamte der Stadt, der im Januar 1769 verstorbene, hochverdiente 75jährige Ministerpräsident Zesterfleeth. Auf seiner Grabstelle wurde später die Friedhofskapelle, die Zesterfleethkapelle, errichtet, die dann, wie schon erwähnt wurde, im 19. Jh. für kathol. Gottesdienste benutzt wurde. Diese Kapelle gehört zu den wenigen stilistisch so interessanten oktogonalen Barockkirchen des Neustrelitzer Kreises (Weisdiner Kirche 1749). Der eigenartige Fachwerk-Glockenturm barg früher eine besonders schön klingende Glocke aus dem Jahre 1610.

Die Einweihung (13. 1. 1769) dieses zweiten Friedhofes ging mit großem Zeremoniell vor sich. Der Herzog Adolf Friedrich IV. und seine Schwester Prinzessin Christiane nahmen daran teil. Für sie und die Hof- und Stadtbeamten wurde ein großes Zelt aufgeschlagen. Der Herzog setzte sofort eine Kunstkommission und größere Geldbeträge für die Friedhofskultur ein.

Dieser zweite Friedhof diente bis etwa 1885 der Neustrelitzer Gemeinde, dann war auch er überbelegt und galt nur noch als historische Erinnerungsstätte und als ein stiller geweihter Park, der jedem Heimatfreund ein beredtes Zeugnis der Stadtgeschichte bot. Er ist darüber hinaus eine Denkmalsstätte für Grabmalkunst aus der Zopfzeit, Romantik und Biedermeierzeit gewesen.

Vor etwa 40 Jahren diente er erneut einem kleinen Kreis Neustrelitzer Bürger als Urnenfriedhof.

Der im Oktober 1948 verstorbene Kunsthistoriker Konrad Hustaedt hat in den Jahren 1909–11 sich um die Inventarisierung der Grabmalkunstwerke vielfach bemüht und in einigen Aufsätzen das Interesse für sie zu erwecken versucht (vorhanden im Stadtarchiv Neustrelitz, Handschriftenabteilung und im Karbe-Wagner-Archiv, Fotoabteilung).

Aber der Militärfiskus (die an den Friedhof angrenzende Kaserne mit ihrem Hofgelände drängte nach Ausdehnung) hatte nach und nach mit behördlichem Einverständnis das Friedhofsgelände geschmälert.

Unter der Regierung des für Kunst und Gartenanlagen sehr aufgeschlossenen Adolf Friedrichs VI. (1914–18) wurde Hustaedt dann der Auftrag erteilt, den restlichen alten Friedhof zu restaurieren, wertvolle Grabmäler nach künstlerischen Gesichtspunkten neu aufzustellen usw. und alles unter Schutz zu stellen. Er konnte dabei auch einen beachtlichen Schatz poetischer Sinnsprüche individueller Gefühlseligkeit feststellen, der in der Neustrelitzer Zeitung 1911 Nr. 193, 199, 206, 211, 224, 228 zum Abdruck kam (vorhanden im Stadtarchiv Neustrelitz). Trotz der ziemlich hoch ausgesetzten Summe konnten 1916 nur noch Fragmente geborgen und gepflegt werden. 1920 erlebten wir die ersten großen Grabmalschändungen, fast alle wertvollen Grabmale wurden beschädigt oder entwendet. Im Hitlerkrieg fielen die restlichen schmiedeeisernen Kreuze und Messingvotivtäfelchen der Metallsammlung zum Opfer. Nach 1945 ist dann der ganze Friedhof eingeebnet, die Bäume sind gefällt, die noch verbliebenen Denkmale und Gruftkapellen entfernt und neue Wohnhäuser im Straßenzug der Rudolf-Breitscheid-Str. (früher Friedr.-Wilh.-Str.) errichtet.

Ein Denkmal (spätgotisch), das noch einige Zeit nach 1945 erhalten war, wenngleich auch sehr vom Rost zerfressen, ist das gußeiserne, nach Schinkels Motiven errichtete baldachinartige Grabmal des bekannten Staatsminister Aug. v. Oertzen (gest. 1833) mit seiner schmiedeeisernen Ballustrade (inzwischen verschrottet).

Und nun noch einiges über die Grabmalkunst: Bekannte Neustrelitzer Kunsthandwerker hatten hier ihre Kunst unter Beweis gestellt durch symbolistische Schmuckelemente wie Schmetterling, Schlange, Girlanden und Arabesken, gekreuzte Fackeln, Sonne und Anker (Hoffnung und Ewigkeit), Totenkopf und Gebein, ein- oder zweifach flammendes Herz, Genius mit gesenkter Fackel, Ährenbündel, Gottes Auge im Sternenkranz, Licht, Leben, Liebe, Tod und Auferstehung zum Ausdruck bringend. Beispiel dafür war das Grabmal des Dichters Joh. Fr. Bahrdt (gest. 1847) mit seinem aufgeschlagenen Buch, Schmetterling, Schneeglöckchen und Auge Gottes. Reich an Säulen und Obelisken, Mausoleen und Urnen war der Friedhof. Ein besonders schönes Denkmal aus Backstein in Form einer großen Urne (etwa 2 m hoch) setzte Dörchlächtings Schwester, Prinzessin Christel, ihrer Kammerjungfer Keilenberger mit einer schönen vergoldeten Votivtafel mit lateinischen Lettern:

Johanna Sophia Keilenberger, geboren den 13. Jan. 1723 zu Schillersdorf, kam 1741 als Cammerjungfer Bei Denen Hofdamen in Mirow. Und 1748 Bei mir. Wegen Sie Mir in 32 Jahren Geleisten Vielen Treuen Diensten Setz ich Dieses Denkmahl. Sie starb d. 5. September 1780. Christiane Sophia Albertina

D.d.M.

Da standen schmiedeeiserne Kreuze und gußeiserne Urnen mit Symbolreliefs und ovalen bronzenen Inschrifttäfelchen, Sandsteinsäulenfragmente auf Feldsteinpostamenten mit reliefartiger Lorbeergirlande und Bahrtuch.

Auf den später fabrikmäßig hergestellten Kreuzen sah man nur noch gekreuzte Palmenzweige.

Besonders eindrucksvoll war das des berühmten italienischen Geigers Bartolomeo Campagnoli, der 1827 in Neustrelitz starb: eine mit vier Saiten bespannte Lyra und ein goldener Lorbeerkranz am Schnittpunkt des Kreuzes.

Hersteller all dieser Ornamente war der Gelbgießer und Hofgürtler Chr. Fr. Aßmann (geb. 1733) und sein ebenso geübter Sohn (geb. 1785) und Enkel.

Nur ein einziges Denkmal ist uns erhalten geblieben. Es steht im Vorraum der Stadtkirche und ist ein Musterbeispiel damaliger Handwerkskunst. Der herzogliche Kabinettstischler J. Fr. Gerwig (gest. 1791) hat es in jahrelanger Meisterschaft schon zu Lebzeiten geschnitzt.

Ein reines Empiredenkmal aus Steineiche. Auf dreieckigem Unterbau steht eine dreikantige reichverzierte Pyramide. Am Sockel auf kleinen Konsolen geschnitzte Totenschädel und die Insignien des Tischlers, Namen und Sinnspruch:

„Nach Müh und Arbeit hier im Streit gehen wir zur Ewigkeit“

Eine Urne bildet den Abschluß der Pyramide.

Am Rande des Friedhofes standen alte Grabkapellen. Besonders eindrucksvoll war das klassizistische, an ägyptische Monumente erinnernde wappengeschmückte aus Granitquadern gebaute Mausoleum des Staatsministers und Bundestagsgesandten beim Frankfurter Parlament C. W. von Pentz. Vier herrliche Eichen umrahmten den Bau.

Bemerkenswerte Grabstätten waren außer den schon genannten: Staatsminister Seip (gest. 1806). Helmut von Zülow, Major in den Befreiungskriegen (gest. 1831) Epitaph. Oberst von Bonin, Führer des Strel. Füsilierbataillons nach Rußland 1812 (gest. 1813). Die Prediger Masch (gest. 1807), Wulfleff, Kämpffer, Bickel, Gerling, Glaser, Ohl (gest. 1885). Der Arzt Dr. Hieronymi (gest. 1836). Er behandelte die Königin Luise in Hohenzieritz 1810. Der erste Sprachlehrer am Carolinum Cesaire Villatte (gest. 1846) „né a Chalon sur Saone“. Der originelle hochmusikalische Pädagoge Schulrat Müller (gest. 1894) mit seinen beiden Ehefrauen. Viele Angehörige der Adelsgeschlechter von Bassewitz, von Kamptz, von Jasmund, von Pentz, von Dewitz, von Normann, von Gräfe, von Bülow, von Moltke, von Behmen, von Oertzen. Die in Neustrelitz wirkende Dichterin Charlotte von Hobe. Matthisson veröffentlichte einige ihrer später unter dem Titel „Nordische Blüten“ (Berlin 1818) erschienenen Gedichte. Der literarisch (Gedichtsammlung) hervorgetretene Kammerdirektor Boccius (gest. 1832). Vertreter des in Blüte stehenden Hoftheaters, namentlich der Musik: die Kapellmeister Zeller (gest. 1803), Viele (gest. 1833), von Dittmer (gest. 1840), die Kammermusiker Luigi Tomasini (gest. 1858), Traugott Eisemann (beide unter Haydn gebildet). Die Sängerin Friederike Croll-Tomasini (gest. 1848). Die Schauspielerinnen Vio und Meaubert (siehe A. Wagner, Theatergeschichte v. Neustrelitz). Die Baumeister Ebel, Dunkelberg (gest. 1844).

Der neue Friedhof

1849 wurde das Gelände für den dritten Friedhof an der Neubrandenburger Chaussee, Ende der ehemaligen Hohenzieritzer Straße, durch die Kirchenökonomie von der Forstverwaltung erworben. Es war damals noch ein Kiefernwaldbestand. Der Großherzog Georg ließ das Gelände auf seine Kosten einebnen und mit einer schönen hellen durchbrochenen, von Buttell entworfenen Backsteinmauer einfriedigen. Das Gebäude der Friedhofkapelle mit zusätzlich 1000 Talern Gold für Einrichtungsgegenstände stiftete er außerdem. Zuerst wurden am Eingang zwei voneinander getrennte Gebäude errichtet. Ein Leichensektionszimmer, ein Totengräberraum, eine Gerätekammer und eine Leichenwagenremise.

1851 entwarf Baurat Buttell eine Skizze für die Kapelle, die die beiden voneinander getrennten Gebäude miteinander verband. Der Plan wurde bewilligt und der Kapellenbau 1859 vollendet.

Wir haben es hier mit dem gleichen Stil wie in der Schloßkirche zu tun. Saalkirche in einschiffiger Anlage. Die halbrunde Apsis ist durch sieben schlanke Spitzbogenfenster gerahmt. Sämtliche Türen und Fenster zeigen auch den schlanken aufstrebenden Spitzbogen.

Die 12 Strebepfeiler mit dem Glockenturm (bis 1868 trug er die Glocke) sind inzwischen verändert und waren von Buttell symbolisch gedacht. Die Altarnische wurde durch ein Frescogemälde von dem Neustrelitzer Maler Prof. Eggers, den Auferstehungengel mit der Palme des Friedens darstellend, verschönt. Auf Anordnung des Superintendenten Bosinski in den 70er Jahren des 20. Jahrh. mit Kalkfarbe übermalt und gelöscht.

Der Friedhof wurde am 7. Juli 1851 durch Stadtprediger Genzken geweiht.

An besonderen Persönlichkeiten ruhen auf dem Friedhof: Eggers, Historienmaler (gest. 1863); der Miniaturmaler Wilhelm Unger (gest. 1855); der ebenfalls aus Neustrelitz gebürtige Historien- und Porträtmaler Kannengießner (1900); der auch als Dichter und

Zeichner (Blätter zu Goethes Faust) hervorgetretene Gelehrte Geh. Hofrat Nauwerk (gest. 1855); Baurat Buttell (gest. 1869), zweite Kapelle am Hauptweg; der bekannte Buchhändler G. Barnewitz, Hauptweg rechts; der Rat Twachtmann. Die bedeutenden Pädagogen Rättich (gest. 1859), Eggert, Langmann, Botaniker, Verfasser der Flora Mecklenburgs; Collin (gest. 1894), Rohloff (gest. 1877), Schmidt (gest. 1904), Gustav Michaelis (gest. 1899), Bock, Curtze.

Die Ärzte: Hanius (gest. 1859), Cortüm, Köppel (gest. 1893), Rudolphi (gest. 1899), Götz.

Viele hervorragende Musiker, Sänger und Sängerinnen. Der langjährige Leiter der Singakademie Weingärtner (gest. 1868), Kapellmeister Weidner (gest. 1864). Die Kammermusiker Fuchs (gest. 1898), Bergfeldt, Mietzke (gest. 1871), Albert Eisemann (gest. 1900) und andere. Die Sängerinnen Friederike Tomasini (gest. 1886), Caroline Hahn (gest. 1885), Hofkapellmeister Prof. Alban Förster (gest. 1916).

Die Sänger: Gubitz (gest. 1885), Hovemann.

Der unvergeßliche Komiker Klickermann (gest. 1904) und seine Ehefrau.

An Denkmälern von künstlerischer Bedeutung bietet er wenig. Gleich links die antikisierenden Stellen über dem Erbbegräbnis des Geheimen Rates Piper (gest. 1880). Rechts das Denkmal und Grab des berühmten Husaren Timm.

Seit 1957 besitzt der Friedhof wieder eine eigene Beerdigungsglocke. Sie wurde am 1. Juli 1957 eingeweiht. Die Glocke befindet sich in einem großen freistehenden Glockengestühl etwa 10 m von der Hauptallee links und ca. 100 m von der Friedhofskapelle entfernt.

Der Stifter ist der letzte Diakon des Carl-Borwin-Gedächtnisheims Diakon Hermann Lange und Frau. Die Inschrift der Glocke lautet:

„Deine Toten werden leben!“ Jesaja 26 V.19

Am nördlichen Ende des Friedhofes, im Kiefernwaldgelände gelegen, befindet sich auf einem erhöhten eingefriedeten Gelände der Soldatenfriedhof (städt. Besitz).

Unweit davon ist ein kleines Rasengelände mit ganz schlichten Grabmalen. Dort ruhen die vielen aus Verzweiflung, Angst, Not und Sorge in den Tod gegangenen Neustrelitzer Bürger, die im April 1945 ihrem Leben durch Gift, Pulsaderöffnen, Ertrinken und Erhängen ein Ende machten.

Die Pfarrhäuser und das Carl-Borwin-Gedächtnisheim

(Teilweise entnommen der angefangenen „Beiträge zu einer Chronik der Residenzstadt Neustrelitz von H. Gundlach, Landgerichtsrat.)

Die Superintendentur, welche früher zeitweise ihren Sitz in Neubrandenburg hatte, wurde im Jahre 1765 dauernd nach Neustrelitz verlegt. In diesem Jahr wurde auch der Hofprediger Masch zum Superintendenten bestellt.

In dem gegen Ende des 18. Jahrhunderts angelegten Stadtkataster findet sich unter Schloßstraße 23, jetzt Gutenbergstr. 8, die Superintendentur (ein zur Wohnung des Superintendenten bestimmtes Gebäude) aufgeführt. Bei der auf Anregung des Magistrates von der Regierung angeordneten Regulierung der am Zierkersee gelegenen Fischerstraße (jetzt Seestr.) wurde von der damit beauftragten Kommission (Geh. Rt. Boccius, Baurat Buttell und Bürgermeister Fischer) das dem Justizsekretär Rat Genzmer gehörige, an der Seestr. 19 gelegene Wohnhaus für den Preis von 7500 Rth. Gold durch Kontrakt vom 12. 8. 1847 angekauft und vom reg. Großherzog zur Superintendentur bestimmt. Dieses Haus dient heute noch dem gleichen Zweck. Das bisherige Gebäude in der Schloßstraße hat der reg. Großherzog Georg 1848 der Herzogin Caroline durch Schenkung übereignet. Die Herzogin

ließ sich dann an Stelle des alten Gebäudes von Buttell 1852 ihr Carolinenpalais (heute Bezirkshygieneinstitut) erbauen.

Im Okt. 1757 kaufte Adolf Friedrich IV. das in der Strelitzer Straße 2 gelegene Wohnhaus an und bestimmte es zum Stadtpfarramt. Dieses Haus ist 1945 durch Kriegseinwirkung zerstört, und an seiner Stelle ist der Bauernmarkt errichtet. Durch Reskript vom 25. 11. 1757 wurde dem Magistrat eröffnet, „daß der Herzog hierdurch das Haus zur beständigen Wohnung der Stadtprediger der getreuen Bürgerschaft eigenthümlich und völlig habe überlassen und einräumen wollen.“ Etwa 1784 kaufte der Herzog dann noch ein Haus für die Predigerwitwen in der gleichen Straße.

1910 ließ die Großherzogin Elisabeth zum Gedächtnis an ihren so tragisch am 10. Okt. 1908 ums Leben gekommenen Sohn Carl Borwin ein christliches Haus in der damaligen Bruchstraße (heute Str. d. Solid.) errichten, dem stets ein tüchtiger Diakon mit seiner Frau als Hausvater und Mutter vorstand. Der Schöpfer des Hauses ist Baurat Siebold aus Bethel bei Bielefeld; der Bauunternehmer Schade aus Strelitz-Alt leitete die Durchführung des Baues.

„Ob Säuglingspflege oder Waisenversorgung, ob Arbeit und Erziehung von Schulkindern im Jugendhort, ob innere und äußere Festigung und Förderung der jungen Leute und jungen Mädchen durch allerlei christliche Vereine – Gott gebe, daß alle diese suchende, ziehende und erziehende Liebe viele gewinnen, die sich nicht nur einfinden in diesem Heim, sondern die sich selber finden lassen in ihrem innersten, persönlichen Heim, in der Tiefe ihrer Seele.“ (Einweihungsrede Lic. Horn).

Nicht nur Waisenkinder fanden dort eine neue Heimat, auch Kinder armer oder kranker Eltern.

Das Heim wurde am 1. Juli 1939 im Zuge der Hitler-Verfügungen aufgelöst und die Räume vorübergehend für Kommunale Zwecke benutzt. Auch die Kinderkrippe stellte ihre Arbeit ein.

Eine Anzahl von Fotos aus den ersten Jahren der wertvollen Arbeit, die die Diakone Thies u. später Lange leisteten, befinden sich im Karbe-Wagner-Archiv.

Das Haus war außerdem auch für kirchliche Zwecke gedacht.

Der große Saal im ersten Stockwerk mit seiner schönen Orgel (inzwischen durch eine neue ersetzt) (sie war eine Stiftung der Großherzogin Auguste-Caroline) dient noch heute Gemeindeabenden und ist in der kalten Jahreszeit Winterkirche für die Stadtgemeinde. Die kleinen Säle dienen Bibelabenden und christl. Unterrichtszwecken. In seinen unteren Räumen ist das Kirchensteueramt und die Wohnung eines Stadtpastors u. eines Diakons, sowie das kreiskatechetische Amt untergebracht. Im Souterrain befindet sich die Wohnung des Küsters. Vorübergehend war dort eine Küche für Rentnerspeisungen eingerichtet.

Ein weiteres Haus des Stadtpfarrers (kirchl. Besitz) befindet sich seit dem Tode des Hauptpastors Martins in der Thomas-Müntzer-Str. 1 (früher Luisenstr.). Es ist der Sitz des Pfarrers für den Stadtbezirk Süd.

Der Kirchenchor

Der „Großherzogliche Schloßkirchenchor zu Neustrelitz“, so schrieb der Heimatforscher Lehrer Friedr. Winkel 1905 zum 50jährigen Bestehen des Chores, „gehört zu den ältesten Institutionen dieser Art in ganz Deutschland“. Natürlich können wir dieser Lokalbegeisterung heute nicht mehr ganz zustimmen – auch wenn wir es vermeiden, vergleichsweise an die großen Chöre der Thomaner und Kruzianer zu denken. In der Übersicht von 1855–1905 berichtet Fr. Winkel u. a. folgendes:

Im Mai 1855 traten der damalige Lehrer an der Mädchenschule, Zander, der Dirigent des Chores der Lehrer und Küster Rieck, der Hofmusikus Mietzke und der Kaufmann Schoene

zur Gründung eines „Gesangvereins für kirchliche Musik“ zusammen. Die treibende Kraft war Rieck. Er war es auch, der Zander, dem Dirigenten des Chores, die geeigneten Knabenstimmen zuführte, so daß am 11. Juni 1855 im Saale des Luisenstiftes (heute Kindergarten Mühlenstraße) die regelmäßigen Gesangübungen beginnen konnten. Mit welchem Eifer Zander seines Amtes waltete, mit welcher Freude die Sänger bei der Sache waren, geht daraus hervor, daß der neu gegründete Verein schon am 9. Sept. in der Stadtkirche sein 1. Konzert geben konnte, das reichen und wohl verdienten Beifall fand. Bekannte Knabenstimmen waren u. a. damals bei dem 1. Konzert: Hermann Rieck (später Gymnasiallehrer in Friedland), Georg Voelner, später Amtsverwalter in Stargard und Max Jacobowsky, später Hofmusikus in Neustrelitz.

Ein zweites Konzert fand am 3. 11. 1855 in der Stadtkirche statt, und auf Wunsch der beiden Stadtprediger wirkte der Chor dann auch zum ersten Male beim Gottesdienst innerhalb des Reformationsfestes mit. Wohl fand dies allgemeinen Beifall, aber den Chor dauernd für die Kirche zu gewinnen, dazu kam es damals noch nicht. Die Sänger ließen sich aber nicht entmutigen, unverdrossen setzten sie ihre Übungen fort, und zwar, da der Saal des Luisenstiftes nur bis zum Herbst 1855 benutzt werden konnte, in dem Schullokal des Lehrers John, Mühlenstr., später im Saal der Singakademie (altes Palais) und seit 1875 etwa in der Aula des Gymnasiums (heute Oberschule I).

Während der Passionszeit 1856 sang der Chor in den Abendgottesdiensten. Bei dieser Gelegenheit hörte ihn auch das fürstliche Haus zum ersten Male und war sehr angetan von den Leistungen des Chores. Zu einem großen Hofkonzert am 15. März des kommenden Jahres bat der Großherzog den Chor um einige Beiträge im Konzert. Der Erfolg war groß, und am 29. Mai kam der Bescheid, daß der Großherzog versuchsweise auf 2–3 Jahre den Chor jährlich für 320 Taler engagieren wolle.

Die Sänger hatten bis dahin viel Anerkennung gefunden, aber alles Lob brachte keine genügenden Existenzmittel. Der Chor geriet in ziemlich hohe Schulden. Um diese zu tilgen, plante er eine Konzertreise. Außer geistlichen Liedern wurden jetzt auch weltliche Lieder, Volkslieder einstudiert und Nachmittagskonzerte in den beliebten Ausflugslokalen damaliger Zeit wie Fasanerie, Schützenhaus, Schloßkoppel gegeben.

Am Sonntag, dem 6. Juli 1856, reiste der Chor, 42 Sänger mit dem Dirigenten, nach Neubrandenburg, um in der Marienkirche ein Konzert zu geben. Die Sänger wurden in Neubr. einquartiert und fanden überall freundliche Aufnahme. Zu den Gastgebern gehörte auch der „Schriftsteller Reuter“, der auch bei späteren Konzerten des Chors in Neubrandenburg nie unterließ, einen oder zwei Knaben in sein Haus zu nehmen.

Das Konzert brachte einen Reinertrag von 43 Talern, und eine Wiederholung des Konzertes im Mirow und Strelitz-Alt ermöglichte es dem Chor, seine Schulden bis auf 30,- abzutragen.

Am 20. Okt. 1856 fand in Neustrelitz für ein junges Chormitglied noch ein Konzert im Saal des Britisch-Hotel statt (früher Schloßstr. 15), das, da die Besucher in Anbetracht des guten Zweckes reichlich gaben, 150 Taler einbrachte. Mit jener Summe ging jener junge Mann zu Fuß von Neustrelitz nach Rostock, um sich dort dem Studium der Medizin zu widmen. Bis zum Jahre 1921 dachte der Geheime Medizinalrat Dr. Albert Wagner in Ribnitz, der langjährige dirigierende Arzt der Kinderhospize an der Ostsee, mit dankbarem Herzen an den Neustrelitzer Kirchenchor, der ihm die Wege ebnete half zu dem so sehr geliebten Lebensberuf. Der holden Frau Musika blieb er bis zu seinem Tode treu. In seinen 10 letzten Feierabendjahren hat er sich ganz dem Lautenspiel und den Kompositionen zahlreicher Lieder und Konzertstücke zur Laute gewidmet. Er und sein Bruder, der Chirurg und Baader Wilhelm Wagner, waren die ersten Mitglieder des Chores 1855. Seit 105 Jahren sind von der letzteren Sippe stets 1–2 Angehörige Mitglieder des Kirchenchores. Die Gemeindegeschwester i. R. Susanne Wagner war die letzte des Stammes dieser Familie.

Dann folgten Abonnementskonzerte, und endlich zog der Chor auch zu den Gottesdiensten in die Stadtkirche ein. Aber die 320 Taler, die der Fürst für den Chor ausgesetzt hatte, gestatteten nicht, ihn auf der bisherigen Höhe zu halten. Es wurde eine Einsparung von Stimmen vorgenommen: 7 Männerstimmen (3 Tenöre, 4 Bässe) und 15–20 Knabenstimmen. In diesem Umfang hielt sich der Chor jahrzehntelang. Später wurde durch das große Kunstverständnis der Großherzogin Aug. Caroline der Etat des Chores auf 500 Taler heraufgesetzt. Von dieser Summe mußten Notenanschaffungen und Abschriften, Besoldung des Dirigenten und Schuldieners für Dienste in der Aula usw. bestritten werden. Dafür mußte der Chor bei allen hohen kirchlichen Festen in der Kirche mitwirken. Später kam dann die Pflicht, jeden Sonntag 1–2 Chöre beim Gottesdienst zu singen.

Bald nach seiner Gründung bot sich dem Chor noch eine gute Einnahmequelle dadurch, daß die Großfürstin Katharina von Rußland ihn während ihres Sommeraufenthaltes im Schloß Remplin dorthin kommen ließ, um bei den russischen Messen mitzuwirken, Zander mußte sich mit Neithardt, dem Dirigenten des Berliner Domchores, in Verbindung setzen, dort die ganze Liturgie aufs genaueste kennenlernen und das Notenmaterial beschaffen. Und dann ging es an die Arbeit, denn es mußte in russischer Sprache gesungen werden. Für den Chor war es ein Fest, wenn die Reise nach Remplin angetreten wurde, denn zu freier Reise und bester Verpflegung kam auch klingender Lohn. So erhielt z. B. jede der Männerstimmen für eine Reise einen Louisdor. Während der ersten Jahre wirkte ein gemischter Chor, später nur ein Männerchor in den Messen mit. Bis etwa 1870 galt diese Verpflichtung, dann hörten die Reisen auf.

Auch die Konzertreisen in Nachbarstädte hörten um diese Zeit auf. Selbstverständlich aber war es geworden, daß bei allen gottesdienstlichen Feiern des Fürstenhauses, ob Freud oder Leid der Anlaß war, der Kirchenchor mitwirkte.

Am 11. Juni 1880 gab der Chor zur Feier seines 25jährigen Bestehens ein Konzert unter Mitwirkung des Kapellmeisters und Komponisten Klughardt und der Hofmusiker Weiglin und Schreiner. Das Konzert war ein Höhepunkt im Musikleben der Stadt.

„Der Vortrag war ein glänzendes Zeugnis für das Talent des Herrn Direktors wie für den Fleiß und die Ausdauer des gesamten Chores: die Gewalt, die Innigkeit, die Zartheit, die Munterkeit, kurz alle Nuancen des musikalischen Vortrags, zu denen das gut gewählte Programm reichlichen Anlaß gab, waren gleich musterhaft“, heißt es in der Rezension vom 12. 6. 1881.

Die guten Einnahmen dieses Konzertes kamen wieder einem jungen Chormitglied für die berufliche Laufbahn zugute.

Fast 50 Jahre stand der Dirigent und Musikdirektor Zander an der Spitze des Chores. In den letzten Jahren vertrat ihn der Hofmusikus Niehr. 1903 löste Zander ein neuer Dirigent ab, der Gesanglehrer Busch vom Gymnasium.

Zander sowohl als auch Busch haben viele mehrstimmige Chorsätze, besonders geistlicher Art, komponiert, die auch fleißig bei den verschiedenen Anlässen zu Gehör gebracht wurden.

Am 1. April 1919 löste der Organist und Musiklehrer Traugott Schmidt Heinrich Busch ab. Leider war es der Gemeinde und Schule nicht vergönnt, diesen hochbegabten und aufrechten Mann und Musiker länger als 5 Jahre in Neustrelitz wirken zu sehen. Er war ein würdiger Nachfolger seiner beiden Vorgänger und ebenso fleißig im Komponieren geistlicher Musik und Choräle. Bedauerlicherweise sind 1945 seine Werke verlorengegangen.

1925 kam dann für etwa 20 Jahre der Musikpädagoge und Organist Albert Krietsch als Nachfolger Schmidts und übte eine außerordentlich sengersreiche Tätigkeit als Musikpfleger in Neustrelitz aus. Die jährliche Aufführung großer Oratorien von Schütz, Bach, Händel, Mahler, Pfitzner, Beethoven und Mozart war besonders unter ihm zur Regel geworden. Er verstand es, nicht nur den Kirchenchor, sondern auch die Singakademie auf eine außeror-

dentliche Höhe zu führen. Damit bot er der Neustrelitzer Gemeinde hohe musikalische Genüsse.

Im Laufe der Jahre (nach Heinrich Busch) kamen zu den etwa 20–30 hervorragenden Knabenstimmen noch einige gute Stimmen der Lyzeisten und Singakademie-Damen zum Kirchenchor, so daß dieser starke vorzügliche Chor auch bei den Oratorien mitwirkte.

1950 löste Kantor Hans Borlisch, später Kirchenmusikdirektor, für den Kirchenkreis Stargard, Albert Krietsch ab. Zum ersten Male ist damit ein hauptamtlicher Kirchenmusiker an der Stadtkirche tätig. Unter all seinen Vorgängern trat er wohl die schwerste Zeit an. Denn die furchtbaren Kriegswirren hatten nicht nur Lücken unter den Sängern mit sich gebracht – es waren Instrumente und Notenmaterial, Übungsräume verlorengegangen oder nicht mehr zugänglich. Außerdem war die physische und psychische Belastung jedes Menschen so schwer, daß an geistliches Musizieren nicht gedacht werden konnte. Trotzdem brachten die letzten 20 Jahre Normalisierung auf allen Gebieten wieder mit sich, und bald konnte gesagt werden, daß der Kirchenchor wieder steht und lebt, wenngleich er auch weit kleiner an Stimmen wurde, da ihm die geschulten Knabenstimmen des Carolinums oder der heutigen Oberschule fehlten. Diese negative Wandlung ist unendlich bedauerlich, dennoch aber waren wir froh, daß er zu allen kirchlichen Festgottesdiensten und zu den Abendmusiken wie auch bei den Oratorienaufführungen der Singakademie mitwirkte.

Die weltanschauliche Auseinandersetzung, die unsere Zeit austrägt, hat auch auf die Kirche und ihre Einrichtungen einschneidende Wirkung. Die traditionsgebundene Gemeinde beginnt zu schwinden. An ihre Stelle tritt eine kämpferische Kirche, eine bekennende, wie sie in der Hitlerzeit schon gerüstet und stark ihre Wurzel schlug. Die Kirche steht am Neubeginn einer Reformation. Das Lied in der Kirche ist ein gleichstarkes Bekenntnis wie das Wort. Daß es seit hundert Jahren nicht verstummte, auch heute in dem entscheidenden Schlachtengetümmel geistiger und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen nicht, wollen wir als Segnung mit Dankbarkeit zu erkennen versuchen.

Nachtrag: Kantor Friedrich Erdmann löste im Juli 1976 KMD Borlisch ab und versucht, durch geistliche Abendmusiken und Chorgesang die Pflege des Erbes neu zu aktivieren.

Der Posaunenchor

Der Posaunenchor ist aus dem 1908 gegründeten christlichen Verein junger Männer hervorgegangen. Der erste Leiter war der Hausvater des Borwinheims Diakon Ahrens. Durch reichliche Spenden aus der Gemeinde konnten schnell Instrumente und Notenmaterial angeschafft werden. Die Einübung wurde anfangs dem Posaunenwart des Stephanstiftes Hannover übertragen. Der Chor war bald in der Lage, die Gemeinde durch seine Musik zu erfreuen. Nach dem ersten Weltkrieg, etwa von 1923 an, leitete Hermann Hoffmann bis 1955 den Chor. In der Hitlerzeit von 1935 bis 1945 ruhte wegen Verbots desselben die Tätigkeit des Chores.

Von 1955 an leitete der Küster Kurt Hoffmann den Chor.

Die Gemeinde war in all den Jahren mit der Arbeit des Chores eng verbunden: durch Blasen an allen Festtagen vom Turm oder am Totensonntag auf dem Friedhof. Bei besonderen Anlässen wurde auch im Gottesdienst und auf Gemeindeabenden, zu Goldenen Hochzeiten und 80jährigen Geburtstagen, bei Glocken- und Orgelweihen, Kirchenmusikfesten, Rüstzeiten und Kircheneinweihungen geblasen. Der Chor zählte damals 12 Mitglieder (8 Fortgeschrittene und 4 Anfänger).

An Instrumenten besitzt der Chor 6 Flügelhörner, 3 Tenorhörner, 2 Zugposaunen, 1 Waldhorn, 1 Tuba und reichliches Notenmaterial, so 10 neue Choralbücher, die ihm zur Verfügung stehen.

750 Jahre Güstrow

Vortrag, gehalten am 14. Oktober 1978 in Hamburg

Von Ulrich Abraham

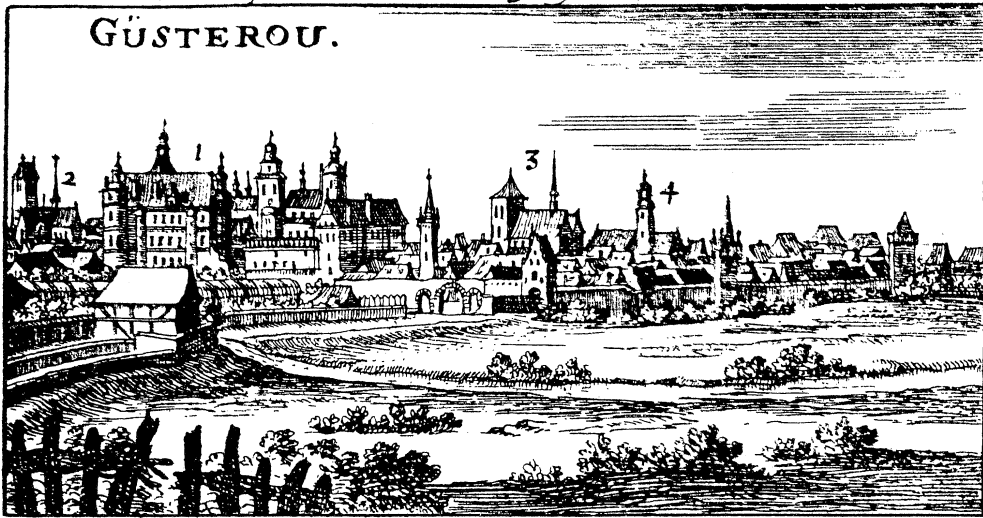
Die Feierstunde, zu der wir „Buten-Güstrower“ uns hier heute zusammengefunden haben, gilt dem Gedenken unserer alten Heimatstadt Güstrow, die in diesem Jahr auf das 750jährige Bestehen ihres Stadtrechtes zurückblickt. Sie stellt sich, um noch einmal die reine Absicht Walther Bruses, des Initiators dieser Veranstaltung, hervorzuheben, nicht dar als eine Demonstration des uns Deutschen zugefügten Unrechts der Spaltung unserer Nation in zwei Staaten. Diese Gedenkstunde soll vielmehr die feste Verbundenheit von uns Buten-Güstrowern mit unserer Heimatstadt zum Ausdruck bringen. Wir wollen eine Brücke schlagen von hüben nach drüben, hinweg über eine durch Minen und Stacheldraht aufgerichtete Sperrgrenze zwischen Menschen, die von Hause aus, von ihrer Herkunft und Geschichte her zusammengehören. Wir reichen im Geiste denen die Hand, die der Heimat treu blieben oder gezwungenerweise treu bleiben müssen. Wir Buten-Güstrower nehmen aber auch zugleich mit diesem Gruß an die jetzigen Bürger der alten Vorderstadt des Wendischen Kreises für uns das Recht in Anspruch, ihre Stimme zu sein für Tatsachen und Zusammenhänge, über die sie schweigend hinweg zu gehen verurteilt sind.

Was so uns allen hier wie drüben in dieser Feierstunde gemeinsam ist, ist die Geschichte unserer ehrwürdigen Heimatstadt Güstrow, deren schicksalreiche Vergangenheit in der Geschichte unverändert dasteht, auch wenn ihre gegenwärtigen, zeitbedingten Betrachtungen diesseits wie jenseits des Eisernen Vorhanges verschiedene Auffassungen hervorrufen. Seit Jahrhunderten unverändert steht im Bild unserer Stadt das Dreigestirn des Schloßes, des Domes und gewissermaßen als Einheit: die Stadtkirche mit dem Rathaus. Diese Baudenkmäler gehören in ihren heute bestehenden Formen zwar verschiedenen Stilepochen an, sind und bleiben aber doch sichtbare Symbole der geistigen Ordnung ihrer Zeit, wie auch die Gesamtanlage der Altstadt noch heute fast unverändert eine künstlerische und doch zugleich auf Zweckmäßigkeit angelegte städtebauliche Schöpfung klar erkennen läßt. Um diese drei stilgeschichtlich so bedeutenden Zeugen vergangener Zeiten, um das Schloß, um den Dom, um das Rathaus, hat sich das Leben der Güstrower in der Vergangenheit in guten wie in bösen Tagen abgespielt. In ihren Räumen hat sich wiederholt ein beträchtlicher Teil des Schicksals der Stadt entschieden, die selber eingebettet liegt in dem Zeitstrom der großen Ereignisse und Wandlungen unserer deutschen Geschichte.

Zu ihren bedeutenden Geschehnissen gehört im Mittelalter die imposante Leistung der Besiedlung und Christianisierung des deutschen Ostens. Im Kampf um seine politische Eigenständigkeit gegen Heinrich den Löwen fiel im Jahre 1160 der Obotritenfürst Niklot. Sein Sohn Pribislav, sich den neuen Machtverhältnissen beugend, unterwarf sich dem Sachsenherzog und wurde Christ, ohne sich bereit zu finden, sein Land deutschen Siedlern zu öffnen. Erst unter seinem Nachfolger Heinrich Borwin I., in erster Ehe verheiratet mit Mechthild, Tochter Heinrich des Löwen, setzte für die Gebiete östlich des Schweriner Sees die ins Stocken geratene Besiedlung unseres Heimatlandes Mecklenburg wieder ein und wurde von Heinrich Borwin II., Sohn eines Vaters slawischer und einer Mutter deutscher Herkunft, zielstrebig fortgeführt. In dieser Verschmelzung deutschen und slawischen Volkstums in der Führungsspitze der einheimischen wendischen Bevölkerung vollzog sich nunmehr immer stärker die Versöhnung und der Ausgleich zwischen den eingeborenen Slawen und den aus dem Westen nachrückenden Deutschen. Mecklenburg, seit 1167 ein sächsisches Lehen, wurde fester Bestandteil des Deutschen Reiches und damit fortschreitend deutscher Kultur und Sprache erschlossen. An diesem Wandel haben seine Fürsten seit

1. Fürstlich Schloß. 2. Dea Thum. 3. Pfarrkirch. 4. Rathhaus.

GÜSTROW.



Güstrow von SO.

Cetteur Reis-Gefährt, Nürnberg 1686

Nachbildung des Merianschen Stiches von 1650.

Heinrich Borwin I. einen beachtlichen Anteil. In seinem Sohn Heinrich Borwin II. dürfen wir eine tatkräftige Persönlichkeit mit staatsmännischer Begabung sehen.

Die Verleihung des Schweriner Stadtrechtes an die Ortschaft Güstrow, ihr so gut wie gleichzeitig hinzugefügt die Collegiatstiftung des Domes, beide gestellt unter den Schutz der fürstlichen Burg, diese drei in ihrer Zusammengehörigkeit gesehene Faktoren verraten eine Landespolitik auf weit angelegte Ziele. Von dieser planmäßig geschaffenen Zentrale aus mit ihrer günstigen geographischen Lage im Schnittpunkt zweier bedeutender Handelswege und auf militärisch leicht zu sicherndem Gelände konnte die Herrschaft des Landes nach deutschen Rechtsnormen ausgebaut und die Christianisierung und Kolonisierung unter Heranziehung deutscher Siedler zügig vorangetrieben werden.

Den militärischen Schutz dafür bot die Burg, von der anzunehmen ist, daß sie vor der Christianisierung schon bestand. Mit Sicherheit aber steht fest, daß Güstrow als Ortschaft zum Zeitpunkt der Stadtrechtsverleihung bereits existierte¹⁾. Es wird 1226 bei der Gründung des Domstiftes genannt. 1228 bestätigten die Söhne Heinrich Borwins II. den Bürgern von Güstrow das Schweriner Stadtrecht, „wie es ihnen ihr Vater verliehen hatte“²⁾.

So war durch fürstliche Gunst, aber auch aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Erwägungen die Stadt Güstrow entstanden, wie sie uns heute noch in ihrer Anlage des Marktes und der in leichtem Schwung geführten Hauptstraßen erhalten ist.

Der Planung lag zugrunde jener allen anderen Vorstellungen gegenüber beherrschende Glaube an einen überzeitlichen, allmächtigen Gott, vor dessen Richterstuhl Kaiser und Papst, Mönch und Laie, Bürger und Bauer, Reiche und Bettler in gleicher Weise stehen. Aus dieser religiösen Grundhaltung wurde dominierend im Mittelpunkt der neuen Stadtsiedlung die Pfarrkirche errichtet, die – nach dem verheerenden Stadtbrand von 1503 zusammen mit dem Rathaus ein Opfer der Flammen geworden – durch einen Hirten- und Ablassbrief des Schweriner Bischofs bald wieder aufgebaut wurde. Das 18. Jahrhundert setzte dazu an Stelle des gotischen Pyramidenturms die so freundlich anheimelnde Barockspitze als ein Wahrzeichen der Stadt, geschaffen für das Fernbild, dem auf der Landstraße Dahinziehenden zu künden, daß hier dem Allmächtigen eine Stätte der Verehrung und Anbetung geschaffen

war³⁾. Den Bewohnern der Stadt war dieser Turm gleichermaßen ein immer wieder mahnendes Bauwerk, das, die Giebel der Bürgerhäuser überragend, wie ein Fingerzeig Gottes alle zum Markt führende Straßen krönte.

Abseitiger, am Rande der Stadt, steht als zweites Gotteshaus der Dom, seiner Bestimmung nach die Pflanzstätte für junge Geistliche, die als Nachwuchs für die weitere Christianisierung des Landes, zugleich aber auch für gehobene Dienste am fürstlichen Hof vorgesehen waren.

Lang gestreckt und von verhältnismäßig geringer Höhe, ihm im Westen vorgelagert der wuchtige, dreigeschossige Turm mit seinem abgeflachten Walmdach, ist dieses Bauwerk von allen drei großen Stadtbränden verschont geblieben und hat so durch die Jahrhunderte seine wesentlichen Stilelemente bewahren können. Verglichen mit anderen Kirchen seiner Gattung wirkt der Güstrower Dom bescheiden, ohne jedoch dadurch an Würde und Ernst zu verlieren. In der Gesamtanlage noch romanisch, überwiegen die gotischen Stilformen, bleiben aber in ihren Ausmaßen dem romanischen Raumgefühl verbunden und wirken so weit ruhiger und gelassener als die hoch zum Himmel ragenden Kirchen der Hansestädte Rostock und Wismar. Von der Ferne bestimmt auch dieses gediegene Gotteshaus gleich der Pfarrkirche das Stadtbild Güstrows, nimmt aber im Stadttinneren durch seine abseitige Lage nicht eine so sichtbar beherrschende Stellung ein wie die Stadtkirche auf dem Marktplatz. Der Dom will sozusagen von dem Fremden entdeckt sein.

Zu diesen beiden eindrucksvollen Sakralbauten gesellt sich als weltliches Baudenkmal das Schloß, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an die Stelle der auffälligen, 1557 im Südflügel ausgebrannten Burg trat⁴⁾. Es ist ein imponierender, stattlicher Renaissancebau „von europäischem Rang“⁵⁾, ein augenfälliges Symbol fürstlichen Lebensstils und weltlichen Machtstrebens, ein die ehemalige Burg großartig überragendes Festungswerk, unter dessen Schutz Dom und Stadt seit ihren Anfängen gestellt waren und gediehen sind.

Unser Blick wendet sich noch einmal der Pfarrkirche zu, die mit Recht auch die Bezeichnung Stadtkirche führt, unabhängig davon, daß der Rat erst 1662 das Patronat über die Kirche übernahm. Sie bildet gewissermaßen mit dem Rathaus eine Einheit. Beide sind Ausdruck des im Mittelalter aufkommenden dritten Standes, des Bürgertums, das in zunehmendem Maße als neue Kraft neben der Geistlichkeit und dem Adel eine bedeutende Rolle in Staat und Gesellschaft zu spielen begann. Gebunden an die Kirche als die Verwalterin göttlicher Offenbarung, gewillt auch, ihr diese Stellung in gebührender Weise durch die Platzwahl und die Baugestaltung zuzugestehen, setzten die Bürger der Stadt, wie es Stil und Gewohnheit des mittelalterlichen Städtebaus war, unmittelbar neben ihr Gotteshaus das Rathaus in den Mittelpunkt der Gemeinde auf den geräumigen Marktplatz. Dieser ist und bleibt seit seinem Bestehen ein wesentlicher und in seinen Ausmaßen unveränderter Bestandteil der Stadtanlage⁶⁾, wenn auch sein bauliches Gesicht sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat.

Der Markt, Gerichtsplatz⁷⁾ und „Lebensnerv des wirtschaftlichen Lebens“⁸⁾, wird als ständiger Wohnsitz der Kaufleute deren Handels- und Umschlagplatz, für die Bewohner der Stadt und ihrer Umgebung der Ort zum Austausch ihrer materiellen Lebensbedürfnisse, für den Fürsten als Grundherrn die Einnahmequelle aus den Zöllen, die – soweit ersichtlich – 1357 der Stadt zugesprochen werden⁹⁾.

Ausdruck städtischer Selbstverwaltung, bürgerlicher Freiheit und Unabhängigkeit – in ihren Anfängen noch bemessen, mit der fortschreitenden Zeit stärker und stärker erweitert – ist das Rathaus. Bauelemente aus der Zeit nach den großen Bränden sind die noch heute zu erkennenden vier nebeneinander liegenden Langhäuser, von denen die beiden mittleren einen Vorbau, eine Art Laubengang, aufwiesen. Der stolze Bürgersinn ließ es sich nicht nehmen, der Bedeutung dieses der ganzen Gemeinde dienenden Gebäudes sichtbaren Ausdruck zu verleihen durch einen Turm, in seiner Größe und Höhe zurückhaltend gegenüber dem Kirchturm der Stadtkirche, so bewußt oder unbewußt eine unausgesprochene Verbeugung

vor dem Haus Gottes, dem gegenüber sich die weltliche Macht auch in ihrem äußeren Erscheinungsbild zu bescheiden hatte.

Laubengang und Turm verschwanden, als sich 1794 die Stadtväter trotz finanzieller Schwierigkeiten entschlossen, dem in einzelnen Teilen baufälligen Stadtgebäude ein neues Gesicht zu geben. Vor die vier Giebel mit ihren Satteldächern wurde eine geschlossene, alle Bauteile umfassende Fassade gesetzt. Ihre schwingvolle Unterteilung mit dem erhöhten Mittelteil und den beiden niedrigeren Seitengiebeln, alle verziert mit in Form und Profilierung fein ausgewogenen Pilastern und Girlanden, ergibt eine Rathausfront von freundlich ansprechenden Stilelementen des frühen Klassizismus. „Keines der zahlreichen mecklenburgischen Rathäuser dieser Baustilepoche – meint Oscar Gehrig – wirkt zugleich so festlich und einladend wie das Güstrower“¹⁰⁾.

Die neue Baugesinnung fand schnell ihre Nachahmung in den Bürgerhäusern des beginnenden 19. Jahrhunderts. Auch sie gehören zu dem reichen Stadtbild Güstrows, das keine gotischen Backsteingiebel aufzuweisen hat. Die großen Stadtbrände sind wohl die Ursache dafür. Der uns alten Güstrowern unter dem Namen „Brauerei Derz“ bekannte Giebel in der Mühlenstraße und das zu meiner Schülerzeit als Landwirtschaftliche Schule dienende, am Domplatz gelegene Gebäude, dessen Bauherr der herzogliche Hofmarschall Joachim von der Lühe war, sind die einzigen bedeutenden Backsteinbauten privaten Ursprungs. Sie sind nach Gehrig „schon ganz ein Werk der frühen Renaissance, nicht einmal der Spätgotik“¹¹⁾. Mit dem Schloßbau zwischen 1558 und 1594 setzt sich in Güstrow auch bei den Bürgerhäusern der Verputzbau mit typischen Elementen vorwiegend der niederländischen Renaissance durch. Beispiele dafür finden wir heute noch an einigen für diese Stilepoche so charakteristischen Giebeln in der Mühlenstraße. 200 Jahre später hat sich dann die neue klassizistische Rathausfassade für den Bürgerbau in unserer Stadt ausgewirkt. Die Jahre 1795 bis etwa 1830 weisen eine rege Bautätigkeit in dieser Richtung auf. Aus der verhältnismäßig reichen Zahl von nennenswerten Gebäuden dieser Gruppe möchte ich zwei als besonders typisch herausgreifen: den an der Ecke Markt und Domstraße gelegenen ehemaligen Grotefendtschen Giebelbau und das in breiter Front sich darbietende, mit seinen Pilastern an das Rathaus erinnernde frühere Haus Uplegger am Markt 17.

Mit diesen Bauten, zu denen auch die Wärterhäuser am Gleviner- und Mühltor zählen, hören die Baudenkmäler der großen Stilepochen auch für Güstrow auf. Der Ausgang des 19. Jahrhunderts und unsere Zeit haben – wie mir scheinen will – keinen ausgeprägten eigenen Baustil entwickelt. Die Technik und Zweckmäßigkeit bestimmen jeweils die Bauformen.

Charakteristisch aber für die letzten 150 Jahre bleibt das Herauswachsen der Stadt aus dem engen Gürtel ihrer mittelalterlichen Befestigungen, die in den Wallanlagen und dem Wiesenweg „An der Schanze“ heute noch ihren ehemaligen Umfang erkennen lassen und als Anlagen zu einem lohnenden Spaziergang um die vor 750 Jahren gegründete Altstadt einladen.

Es war mein Anliegen, Sie in Gedanken durch das alte Güstrow zu führen, wie es aus dem Ordnungsprinzip seiner Gründungszeit angelegt war, um Ihnen zu zeigen, welche Wandlungen das Stadtbild unter Wahrung seiner ursprünglichen Anlage durchgemacht und welche sichtbaren Spuren aus den sich gegenseitig ablösenden Epochen der deutschen Geschichte diese, unsere Stadt hinterlassen hat.

Es bleibt die Frage nach dem Schicksal der Menschen, die innerhalb der Mauern Güstrows gelebt haben. Überall ist es nur wenigen Familien gegeben, sich Generationen hindurch an einem Ort zu halten. Von den noch um 1930 in Güstrow ansässigen Familien sind nach den mir in die Hand gelangten Unterlagen nur vier zu nennen, deren Vorkommen weit zurückgeht. Es sind die Familien Hagemeyer, und Klevenow, die der Rektor der Domschule Schedius in seiner „Beschreibung der Stadt Güstrow vom Jahre 1647“ zu den „einst in Blüte stehenden Geschlechtern“ zählt¹²⁾. Als Mitglieder in der Katharinenbruderschaft sind 1521 ein Hinreck Kraben, wohl eine ältere Form des Familiennamens Krapp, und

ein Peter Kropelin vermerkt¹³⁾. Weit später, nämlich 1779, erscheint der Bäckermeister Brust als Besitzer des Hauses Markt 23¹⁴⁾.

Von den ersten Bewohnern der planmäßig angelegten Stadt können wir nur aussagen, daß es Deutsche gewesen sind, unter ihnen Männer, die maßgeblich an der Gründung der Stadt und ihrem Ausbau beteiligt waren. Wie sehr es dem Fürsten als Stadtherrn und den von ihm eingesetzten Siedlungsunternehmern darauf ankam, die neue, mit guten Rechten ausgestattete Pflanzung schnell zu bevölkern, beweist die Bestimmung, daß jede Person unfreien Standes frei von jedweder Hörigkeit wird, sobald sie in die Stadt zieht. Die sonst allgemein übliche Übergangsfrist von einem Jahr zur Erlangung der persönlichen Freiheit für den zugewanderten Unfreien hatte also für Güstrow im Interesse eines raschen Ausbaus des Ortes keine Gültigkeit. Der Erfolg dieser Maßnahme konnte nicht ausbleiben. In kurzer Zeit wurde Güstrow ein blühendes Gemeinwesen. Seine wirtschaftliche Grundlage bildeten Handel und Gewerbe, denen gegenüber die Landwirtschaft eine geringere Rolle spielte. „Güstrower Gewandt“ und das „an weit abgelegenen Örtern sehr berühmte Kniesenack-Bier waren wichtige Exportartikel. Daneben brachte ein reger Kornhandel mit Rostock gute Gewinne¹⁵⁾.

Auf Grund des mit diesen Handelsgütern erworbenen Wohlstandes konnten die Ratmannen neben dem Erwerb von erheblichem Grundbesitz die der Stadt 1228 verliehene begrenzte Selbstverwaltung schon im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens bedeutend erweitern. Stand anfangs die hohe und niedere Gerichtsbarkeit dem Landesherrn allein zu, so erreichte der Rat es, daß dem den Fürsten meist vertretenden Vogt bei seinen Gerichtsverhandlungen auf dem Markt ein Ratsmann oder auch zwei zugeteilt wurden¹⁶⁾.

Weiter wurde der Stadt das Recht zugesprochen, von den Gerichtsbußen ein Drittel für sich zu behalten. Schließlich erwarb sie auch, die ständige Geldverlegenheit der Fürsten nutzend, Einkünfte aus der hohen und niederen Gerichtsbarkeit¹⁷⁾ und 1357 Rechte in Zollangelegenheiten¹⁸⁾. Das Verhältnis zwischen dem Landesherrn und der Stadt, vertreten in dem Rat, hatte sich so nach und nach zu Gunsten der letzteren verschoben.

Die ständig wachsende Geldnot der Fürsten hatte auch anderweitig zu Veräußerungen von Grundbesitz und Hoheitsrechten an die Geistlichkeit, an Ritter und Städte geführt. Diese schlossen sich zur Absicherung ihrer errungenen Privilegien immer mehr zusammen. 1442 finden wir sie zum ersten Mal als ständische Vertretung der gesamten mecklenburgischen Lande vereinigt. Nach 1500 hielten sie immer häufiger gemeinsam Landtage ab und vertraten als Stände ihre Interessen gegenüber dem Landesherrn. Wenn dabei auch die Landstädte im allgemeinen neben der Ritterschaft weniger hervortraten, so stand doch Güstrow auf den Landtagen oder in den Ausschüssen mit Parchim und Neubrandenburg an erster Stelle. Maßgeblich war es bei der Beratung und dem Beschluß der großen Landespolizeiordnung von 1516 beteiligt¹⁹⁾. 1561 war es durch den Bürgermeister und einen Bürger vertreten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde unsere Stadt als Ort der Landtage oder seiner Ausschüsse bevorzugt. Die Versammlungen fanden regelmäßig im Rathaus statt, einmal, nämlich 1561, auf dem Schloß²⁰⁾. Erst seit 1621 wurden, von Ausnahmen abgesehen, die Landtage alljährlich im Wechsel nach Sternberg und Malchin berufen. Güstrow behielt aber in der Steuerverwaltung des Landes eine bevorzugte Stellung. Für den Landesteil Wenden hatte es die Steuern, soweit sie der ständischen Erhebung unterlagen, einzuziehen. Mit der 1708 erfolgten Benennung „Vorderstadt des Wendischen Kreises“ zeichnet sich die Sonderstellung, die es mit Parchim und Neubrandenburg gemeinsam hatte, deutlich ab²¹⁾.

Gegenüber der Landesherrschaft blieb die Verpflichtung der Erbhuldigung bei Thronwechsel und die Gestellung von bewaffneten Mannen unverändert. Diese mußten auf eigene Kosten dorthin entsandt werden, „auf welcher Ecke des Landes“ sie nötig waren. Für Güstrow betrug ihre Zahl im Jahre 1351 zwanzig, 1354 dreizehn²²⁾.

Wie Sie sehen, hat „der Güstrower Rat im Laufe der Zeit auf vielen Gebieten des städtischen Lebens wichtige und verantwortungsvolle Befugnisse auf Kosten der ursprüngli-

chen Rechte des Landesherrn erworben“, darunter als Mitglied der ständischen Vertretung der Städte, die Beteiligung an Angelegenheiten, die das ganze Land betrafen. Aus der einst weitgehenden Abhängigkeit der Stadt vom Landesherrn war ein Gemeinwesen entstanden, das im ganzen seine Angelegenheiten selbständig regelte. Ein nicht zu verkennender Wohlstand, wie er sich in den mannigfachen Stiftungen von Bürgern für den Dom und die Pfarrkirche und in der Mitgliedschaft zu den zahlreichen geistlichen Bruderschaften zeigte, hob nicht nur das Selbstbewußtsein des tonangebenden Patriziats. Auch in dem Handwerkerstand, in eigenen Genossenschaften, den Gilden bzw. Zünften zusammengeschlossen, regte sich ein offener Sinn für Kontrolle und Anteilnahme an den städtischen Angelegenheiten. Ihre Stimmen konnten nicht überhört werden. In öffentlichen Gemeindeversammlungen, der sog. „Bursprake“ – zu hochdeutsch Bürgersprache –, die anscheinend jährlich ein- oder zweimal vor dem Rathause abgehalten wurden, verlas der Rat allgemein wichtige Verordnungen. Anschließend hatten die Bürger das Recht, ihrerseits Wünsche oder auch Beschwerden mit der Bitte um deren Abstellung vorzutragen²³⁾. Reibungslos ist das nicht immer verlaufen.

So war es 1384 zu erheblichen Auseinandersetzungen mit dem Rat gekommen. Bürger und „meenheytt“ hatten dem Rat, wie der Urkunde andeutungsweise zu entnehmen ist, den Gehorsam aufgesagt und wegen Erhebung der Stadtsteuer, dem sog. „Schoß“, Einwendungen erhoben. Die Unruhen dürften nicht gering gewesen sein; denn erst ein Schiedsspruch des Fürsten Lorenz von Werle stellte den Frieden wieder her. Unter Androhung harter Strafen mußten die Bürger die alten überkommenen Rechte des Rates wieder anerkennen und sich seinen Maßnahmen beugen²⁴⁾. Der Kampf um die Mitwirkung am Stadregiment scheint aber, auch wenn darüber keine Nachrichten vorliegen, weitergegangen zu sein. Erfolgreich führte er zunächst zur „Einsetzung von frei gewählten Viertelsmännern als Vertretern der Stadtbezirke, denen seit dem Jahr 1500 größere Verwaltungsaufgaben in der Stadtverwaltung übertragen wurden“. Wohl unter dem Druck der Nöte des 30jährigen Krieges gab der Rat der weiteren, immer wiederholten Forderung der Zünfte nach, feste Ausschüsse als Vertretung aller Bürger zur Kontrolle des Rates einzusetzen. Mit der 1704 neu errichteten Kämmereikasse bekamen „Deputierte der Bürgerschaft endlich auch Einblick in die Verwaltung der Stadtgüter und damit auch eine Kontrolle über die Finanzverwaltung der Stadt“²⁵⁾.

Ausgeschlossen von der Teilnahme an diesen Rechten blieben zusammen mit den ungelerten Arbeitern die teilweise nicht in die Zunft aufgenommenen Handwerksgesellen. Als Zugewanderte erhielten sie meist kein Bürgerrecht²⁶⁾, blieben dafür aber auch frei von verschiedenen Pflichten gegenüber der Allgemeinheit. Die Stadt war, bedingt durch ihre Raumenge auf Grund des sie umgebenden Festungsringes, darauf angewiesen, ihre Einwohnerzahl in bestimmten Grenzen zu halten. Geändert hatte sich damit auch das freie Recht des Zuzuges von „Utheimischen“. Sie hatten, um als Bürger aufgenommen zu werden, „genügenden Schein und Beweis“ zu erbringen, daß sie von ihrer Herrschaft geschieden waren²⁷⁾. Das alte Grundprinzip „Stadtluft macht frei“, das zur Zeit der deutschen Kolonisation und der Stadtgründungen so großzügig gehandhabt worden war, hatte infolge der veränderten Zeitverhältnisse seine Bedeutung verloren. Der Landesausbau war, in den Maßstäben seiner Epoche gesehen, abgeschlossen und erforderte so andere Maßnahmen.

Ich hatte von dem Dreigestirn des Schlosses, des Domes und des Rathauses mit der Pfarrkirche gesprochen und Ihnen das Verhältnis zwischen Schloßherrn und Bürgerschaft aufzuzeigen versucht. Es bleibt die Frage nach dem Schicksal des Kollegiatstiftes mit seinem Dom, der mit seiner Umgebung einen besonderen Bezirk innerhalb der Mauern der Stadt bildete. Dieser Bezirk war dem Zugriff der städtischen Verwaltung entzogen und hatte in der sog. Domfreiheit die gleiche rechtliche Eigenständigkeit wie das Gebiet um die Burg bzw. das Schloß als Burg- oder Schloßfreiheit²⁸⁾.

Für die mit dem Dom fast so gut wie gleichzeitig gegründete Stadt Güstrow war es von Bedeutung, daß mit dem Domkapitel ein Element der Bildung in ihren Bereich einbezogen

wurde, war doch die Kirche in jener Zeit die einzige Institution, die sich in der Geistlichkeit einen durch geschultes Wissen ausgebildeten Stand herangezogen hatte. Diese Schule stellte für die Kirche den Nachwuchs für ihre Organisation, für das Fürstenhaus die nötigen Schreiber, Notare, Kapläne und Räte²⁹⁾. Ausgestattet mit reichen Stiftungen gehörten die Domherren so zu den angesehensten, wohlhabendsten und gebildetsten Personen der Stadtbevölkerung. Sie hatten rund um den Dom ihre Häuser, Thumhöfe genannt, die sie meist mit ihren sonstigen Hinterlassenschaften, auch Büchern, für den Sterbefall dem Domkapitel vermachten.

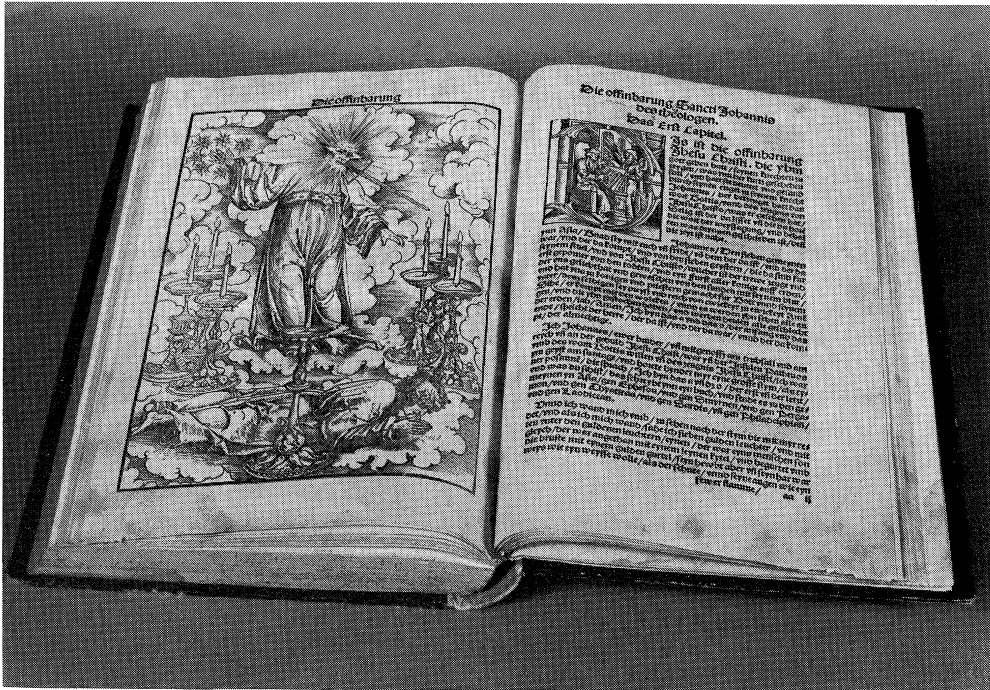
Dem religiösen Bedürfnis jener Zeit entsprechend, spielte u. a. die Verehrung einzelner Heiliger in unserer Stadt eine besondere Rolle. Nebenaltäre, meist in den Seitenkapellen der Kirchen aufgestellt, waren der Ausdruck dieses Zeitgeistes und führten zu Stiftungen von Vikareien, worin Fürsten, Adel, Mitglieder des Kapitels, auch reiche Bürger miteinander wetteiferten. Damit wuchs auch die Zahl der Geistlichen. Sie belief sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf 25 Kanoniker, von denen ein Teil wegen auswärtiger Dienste nicht in der Stadt wohnte, und 34 Vikare³⁰⁾.

Wie in allen menschlichen Gemeinschaften blieb das Leben der Stiftsherren und ihrer Vikare nicht ohne Spannungen. Unstimmigkeiten zwischen dem gewählten Probst und einem Kanoniker sollte das Kapitel selber schlichten. Auseinandersetzungen gab es auch mit dem Rat wegen strittiger Hebungen des Domes aus dem städtischen Grundbesitz oder dem Stift gehörender Häuser außerhalb der Domfreiheit³¹⁾.

Erwähnenswert aus dem kirchlichen Leben Güstrows vor der Reformation ist noch die Tatsache, daß die Stadt für fast 200 Jahre Wallfahrtsort war. 1330 war es zu einer schweren Verfolgung von Juden gekommen. Man hatte sie beschuldigt, eine geweihte Hostie mit Nadeln durchstochen zu haben. Trotz standhaften Leugnens der Angeklagten ließ Fürst Johann II. sie verbrennen. Die Heilige Blutkapelle bewahrte diese Hostie auf und fand schnell starken Zulauf von allen Seiten³²⁾. Um die Zahl der Besucher zu erhöhen, erwirkte Herzog Magnus im Jahre 1486 vom Papst, daß, wer am Tage Philippi und Jacobi die Kapelle besuchte und daselbst beichtete, zwei Jahre Ablass aller Sünden empfangen sollte. Den Ertrag aus den von den Besuchern gebrachten Opfern teilte sich der Fürst mit dem Domkapitel³³⁾.

Inzwischen standen die Zeichen der Zeit auf Sturm. Luthers neue Lehre erfaßte bald auch unsere Heimatstadt. Schon 1524 predigte ein protestantisch gesinnter Prädikant in der Heiligengeist-Kirche. Neun Jahre später wurde auf Anordnung Herzog Albrechts den Evangelischen die Frühpredigt in der Pfarrkirche erlaubt. Záh hielt dagegen das Domkapitel am alten Glauben und seinen hergebrachten Rechten fest. Bei einer Prozession vom Dom zur Pfarrkirche kam es in dieser zu tätlichen Auslassungen gegen die Papisten. Die Stadtkirche wurde nun ganz für die neue Lehre freigegeben, während das Kapitel weiterhin záh seine Stellung hielt, nicht ohne Anhänger in der Bürgerschaft und im Rat. Erst 1552 wurde die Säkularisation des Stiftes durchgeführt. „Die letzten Veteranen des alten Glaubens – es waren noch drei Domherren und sechs Vikare – erhielten ein Ruhegehalt. Der Dom selbst wurde geschlossen und verfiel. Herzog Ulrich sollte es vorbehalten sein, das alte ehrwürdige Gebäude gründlich erneuern zu lassen und mit wertvoller Ausstattung zu bereichern, so daß es 1568 als Hofkirche wieder seiner ursprünglichen Aufgabe als Gotteshaus zugeführt werden konnte“³⁴⁾.

Die Glaubensauseinandersetzung war damit nicht abgeschlossen. Zwischen den Großen dieser Welt, Kaiser, Fürsten und Klerus, kam es 1618 zu dem unseligen 30jährigen Krieg. In seinem Verlauf wurde der kaiserliche Generalissimus Wallenstein 1628 Herzog von Mecklenburg. Die kurze Regierungszeit von nur einem Jahr auf dem Schloß in Güstrow blieb in der Geschichte der Stadt und unseres Landes eine Episode der großen Politik, ohne sichtbare Spuren hinterlassen zu haben. Der Krieg ging weiter über Stadt und Land dahin. Güstrow wurden in diesen Jahren kaum erträgliche Kriegslasten als Kontributionsgelder auferlegt. Dazu kam die Unterhaltung von Besatzungstruppen. Härter noch als das lastete



1. deutsche Ausgabe des Neuen Testaments v. J. 1522 – Heimatmuseum Güstrow.

auf der von vielen Landflüchtigen überfüllten Stadt die Pest. Sie riß große Lücken in die Bevölkerung³⁵). Als 1648 endlich die Friedensglocken läuteten, waren Wohlstand und Blüte in Güstrow für lange Zeit dahin.

Nur langsam erholte sich die Stadt. Nicht abreißende Kriegswirren in den folgenden hundert Jahren wirkten sich auf alle Lebensbereiche des schwer angeschlagenen Gemeinwesens störend für den Wiederaufbau aus. Mit dem Tod des Herzogs Gustav Adolf, der 1695 ohne männliche Erben starb, erlitten Handel, Gewerbe und Handwerk einen empfindlichen Rückschlag. Aufträge von der fürstlichen Hofhaltung gingen nicht mehr ein. Die seit der Gründung der Stadt bestehenden wechselseitigen Beziehungen begannen sich aufzulösen.

Das Schloß, das seit dem Tod der Witwe Gustav Adolfs im Jahre 1719 von gelegentlichen Besuchen der Schweriner Herzöge abgesehen, nicht mehr bewohnt wurde, geriet sichtbar in Verfall. Zu seiner Erhaltung wurde nur das Nötigste an Reparaturen vorgenommen³⁶).

Trotz seines schlechten Zustandes wurde es noch einmal Mittelpunkt politischen Geschehens. Seine Räume nahmen 1813 die Freiwilligen von zwei Jägerkorps auf, die hier für den Befreiungskrieg gegen Napoleon aufgestellt wurden. Die nationale Gesinnung jener Zeit, geweckt durch die Unterdrückung Deutschlands in den Jahren von 1806 bis 1812, von den freiwilligen Jägern durch ihren opferbereiten Einsatz in die Tat umgesetzt, fand ihren sichtbaren Ausdruck in dem eindrucksvollen Denkmal auf dem Schloßplatz³⁷).

Das 19. Jahrhundert ist aber nicht nur das Jahrhundert des erwachenden, in seiner Endphase überschäumenden Nationalbewußtseins gewesen. Es war auch das Säkulum des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts, der neben anderen Faktoren das Herauswachsen der Stadt aus ihrem mittelalterlichen, inzwischen längst unzeitgemäß gewordenen Befestigungsring bedingte. Das Jahr 1836 ist das Gründungsjahr der van Tongelschen Stahlwerke. Vier Jahre später erfolgte die Betriebsaufnahme einer Kupferschmiede, aus der

sich die Bohstedtsche Apparate- und Maschinenbau-Fabrik entwickelte. Sie blieben nicht die einzigen Unternehmungen im Stadtgebiet ³⁸⁾). Daneben behielt die Landwirtschaft für das im Mittelpunkt einer großen Agrarlandschaft gelegene Güstrow ihre wirtschaftliche Bedeutung. Der Güstrower Wollmarkt war der bedeutendste in Mecklenburg. Große Mustermessen für Landwirtschaft und Gewerbe spielten daneben eine nicht zu übersehende Rolle ³⁹⁾ und machten unsere Heimatstadt zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Landes. In „Klein-Paris“ wußte man schon zu leben.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt ging parallel der Ausbau des Schulwesens. Von der aus Domschule und Ratsschule 1553 hervorgegangenen Fürstlichen Domschule, dem Gymnasium, zweigte sich 1840 die Bürgerschule und Realschule ab. Aus dieser ging 1885 das Reform-Realgymnasium, die John-Brinckman-Schule, hervor, die 1906 ihr neues Gebäude am Wall erhielt. Für minder bemittelte Einwohner, die kein Schulgeld bezahlen konnten, gab es seit 1834 die Armen-Freischule, die 1920 mit der Bürgerschule zur Volksschule zusammengelegt wurde ⁴⁰⁾.

Es ist nicht möglich, alles von der Geschichte einer Stadt mit 750 Jahren Vergangenheit in einem kurzen Abriß zu bringen. Es scheint mir aber angebracht, noch zwei Momente wenigstens andeutungsweise aufzuzeigen und hervorzuheben.

Drei Personen sind zu nennen, die mit dem Namen Güstrow eng verknüpft sind. Es ist der 1785 in der Hollstraße geborene Maler Georg Friedrich Kersting, von dessen Bildern nach den Worten von Oscar Gehrige eine große Stille ausgeht, angetan, vor ihnen haltzumachen und Einkehr zu halten ⁴¹⁾. – Bekannter als Kersting dürfte der plattdeutsche Dichter John Brinckman sein, der von 1849 bis 1870 Lehrer an der Güstrower Realschule war. Als Heimatschriftsteller hat er sich mit seinem unverfälschten Platt einen Namen in der niederdeutschen Literatur gemacht. Seine reizvolle Erzählung „Höger up“ spielt in und um Güstrow herum, und bringt in ihrer warmen Tonart ein so anschauliches Bild vom Schloß- und Stadtleben einer uns längst entschwundenen Zeit. – Als drittem Güstrower Künstler gilt unser Gedenken Ernst Barlach, Dichter, Graphiker und Bildhauer in unserer Stadt bis zu seinem Tod 1938. Verkannt und verfemt in den Jahren der Hitler-Diktatur, wurde für ihn nach 1945 in der Gertrudenkapelle eine seiner Kunst würdige Gedenkstätte geschaffen.

Das Jahr 1945 war angesprochen. Es brachte den völligen Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Wenn dabei Güstrow den Krieg unzerstört überstanden hat, so ist es allein dem tatkräftigen Eingreifen einiger beherzter Bürger zu verdanken, die sich für die kampfbereite Übergabe der Stadt am 2. Mai 1945 erfolgreich eingesetzt hatten. Die darauf erfolgte Besetzung des Ortes durch die Russen hat – aber wer konnte es damals ahnen und wissen – den tiefsten Einschnitt in die 750jährige Geschichte unserer Heimatstadt nach sich gezogen. Mit seiner Zugehörigkeit zur sowjetischen Besatzungszone ist Güstrow aus den gewachsenen Bindungen mit der gesamtdeutschen Kultur- und Volksgeschichte herausgerissen. Die Umstände der Zeit haben gleichzeitig einen bemerkenswerten Wechsel in der Zusammensetzung der Stadt mit sich gebracht. Von rund 28 000 Ortsansässigen im Jahre 1939 wurden 1946 nur noch 23 700 Einheimische gezählt, zu denen 11 700 Vertriebene – die amtliche Sprache nennt sie Umsiedler – hinzugekommen waren. Sie stehen heute gemeinsam vor der schweren Aufgabe unter politisch und gesellschaftlich völlig veränderten Verhältnissen dem Gemeinwesen sein deutsches Gesicht zu erhalten. Ein rühriger Heimatsinn, auch – wie mir scheinen will – stark von den Neu-Bürgern mitgetragen, gehört zu dem geistigen Leben unserer alten Heimatstadt. An hervorragender Stelle steht in dieser Beziehung die umfassende Restaurierung des Schlosses, das von 1817 bis 1945 Landarbeitshaus gewesen war und nun endlich wieder im Bild der Stadt eine seiner Bedeutung angemessene Stellung einnimmt. – – –

Wir haben den Gang durch das alte Güstrow und seine Geschichte beendet, sind zurückgekehrt zum Schloß, dem Ausgangspunkt unserer Betrachtungen. Mit Stolz stellen wir fest, daß 750 Jahre trotz unheilvoller Brände, trotz Kriegen und Nöten das Gesicht der

Stadt in ihrem Kern nicht haben verwischen können, daß sie deutliche Spuren einer reichen Vergangenheit hinterlassen haben, aus denen wir manches aus dem Leben ihrer Bürger und dem inneren Gefüge ihrer Gemeinschaft im bunten Nacheinander der Zeiten abzulesen versucht haben.

Möge unserer alten Heimatstadt Güstrow weiterhin beschieden sein, allen aufgezwungenen Überfremdungen zum Trotz ihr eigenes deutsches Gesicht zu wahren, getreu dem ungeschriebenen Gesetz ihrer Geschichte:

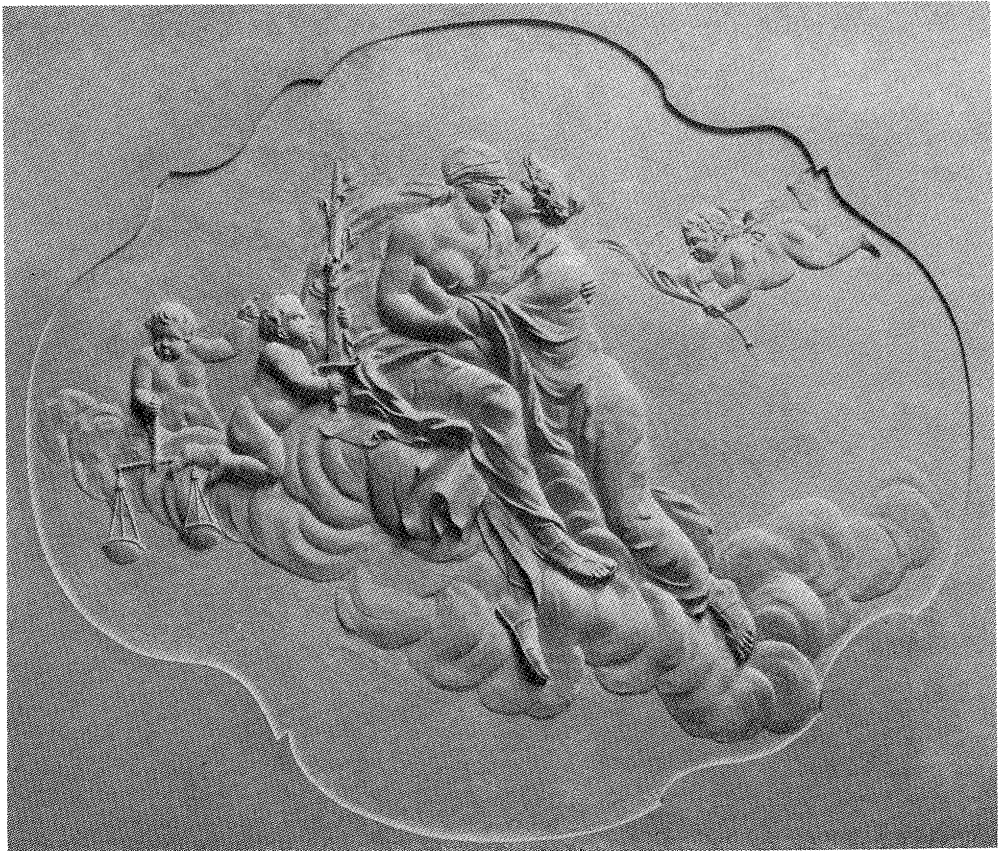
„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt / Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Im Zusammenhang mit den drei im vorstehenden Beitrag genannten Güstrower Künstlern erinnern wir an Beiträge über den Maler Georg Friedrich Kersting von Gustav H. Piehler im Carolinum Heft 65/66, S. 7, von Prof. Dr. Scheven, gleichfalls Heft 65/66, S. 13 und von Ferdinand Trömel im Carolinum Heft 75, S. 80, über den plattdeutschen Dichter John Brinkmann von Ulrich Berner in Heft 40, S. 6 und über den Dichter, Graphiker und Bildhauer Ernst Barlach von Dr. Ernst Meyer in Heft 29, S. 11 u. 17.

Anmerkungen

- 1) „Das Schloß zu Güstrow“. Ein Beitrag zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg, Herausgeber: Rat des Bezirkes Schwerin, o. O., o. J., S. 7.
- 2) „Das Original der Urkunde von 1228 ist verloren, doch ist sie in der Bestätigung des Fürsten Nikolaus von Mecklenburg-Werle von 1305 wörtlich enthalten.“ Nach „Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters“, herausgegeben von Rudolf Buchner, Bd. XXVIa, Darmstadt 1968, S. 280.
- 3) Gruber, Karl: „Die Gestalt der deutschen Stadt. Ihr Wandel aus der geistigen Ordnung der Zeiten“, 2. überarbeitete Auflage München 1976, S. 132.
- 4) „Das Schloß zu Güstrow“, a. a. O., S. 7.
- 5) Schult, Friedrich: „Kleine Prosa“, Rostock 1966, S. 66.
- 6) Krüger, Karl: „Die Verfassungsgeschichte der Stadt Güstrow bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts“, Schwerin 1933, S. 24. Dazu „Mecklenburgisches Urkundenbuch“ (MUB), Bd. I, Nr. 607: 1248 Zusage des Fürsten Nikolaus, den Markt ohne Gutachten des Rates nicht zu verlegen.
- 7) MUB, Bd. II, Nr. 1182: Markt als Ort des Gerichts 1270 ausdrücklich genannt.
- 8) Gruber, K., a. a. O., S. 31 ff.
- 9) Krüger, K., a. a. O., S. 53/54.
- 10) Gehrig, Oscar: „Güstrow“, Berlin 1928, S. 26/27.
- 11) ebendort, S. 24.
- 12) Schedius: „Beschreibung der Stadt Güstrow vom Jahre 1647“. Aus lateinischer Abschrift, Prof. Dr. Marquardt, Ratsbuchdruckerei 1911.
- 13) „Güstrow – Das Herz Mecklenburgs“, Sonderdruck aus den „Mecklenburgischen Monatsheften“, Rostock, Juni 1936, S. 38.
- 14) „Güstrow“, Sonderdruck aus den „Mecklenburgischen Monatsheften“, Rostock (1928), S. 46.
- 15) Gernentz, Wilhelm: „725 Jahre Stadt Güstrow 1228/1953“, Herausgeber: Kreisleitung Güstrow des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Volksdruckerei Ludwigslust (1953), S. 5.
- 16) Krüger, K., a. a. O., S. 57.
- 17) derselbe, a. a. O., S. 56/57.
- 18) derselbe, a. a. O., S. 53.
- 19) derselbe, a. a. O., S. 80.
- 20) Krause, Hermann: „System der landständischen Verfassung Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“, Diss. Rostock 1927, S. 25.
- 21) Besser, Johann Friedrich: „Beiträge zur Geschichte der Vorderstadt Güstrow“, Güstrow 1819/23, S. 390.
- 22) Krüger, K., a. a. O., S. 59.
- 23) derselbe, a. a. O., S. 78.
- 24) derselbe, a. a. O., S. 75 und MUB, Bd. XX, Nr. 11577.
- 25) Gernentz, W., a. a. O., S. 7.
- 26) derselbe, a. a. O., S. 7.

- 27) Krüger, K., a. a. O., S. 78.
- 28) derselbe, a. a. O., S. 24.
- 29) Schmaltz, Karl / Gehrig, Oscar: „Der Dom zu Güstrow in Geschichte und Kunst“, Güstrow 1926, S. 15.
- 30) ebendort, S. 12/13.
- 31) ebendort, S. 14.
- 32) Thiele, Gustaff: „Der Hoch-Fürstl. Dom-Kirchen zu St. Coecilien in Güstrow Fünfhundert Jähriges Alter“, Rostock 1726, S. 66 ff, und Besser, J. Fr., a. a. O., S. 166/67.
- 33) Schmaltz, Karl: „Kirchengeschichte Mecklenburgs“, I. Bd., Schwerin 1935, S. 233. – Abdruck des „Päpstlichen Ablas-Brieffes“ bei Thiele, G., a. a. O., S. XXXIL, Urkunde O.
- 34) Schmaltz, K. / Gehrig, O., a. a. O., S. 17 ff.
- 35) Schedius, a. a. O., S. 9 und 21.
- 36) „Das Schloß zu Güstrow“, a. a. O., (s. Anm. 1), S. 36 ff.
- 37) Gehrig, Oscar: „Güstrow als Hort der Freiheitskriege“, in „Güstrow, das Herz Mecklenburgs“ (s. Anm. 13), S. 34/36.
- 38) s. „Festausgabe der ‚Mecklenburgischen Tageszeitung‘ zur 700-Jahrfeier der Stadt Güstrow“, Güstrow, 3. November 1928.
- 39) „Kulturdenkmäler in Güstrow“, Güstrow 1976, S. 4.
- 40) s. Anm. 38.
- 41) Gehrig, Oscar: „Georg Friedrich Kersting. Ein mecklenburgischer Maler aus der Zeit der Freiheitskriege“, o. O., 1931/32, S. 12.



Stuckdecke im Rathaus-Mittelfeld: Frieden und Gerechtigkeit – Johann Metz – 1754

Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft Mecklenburg an Gerd Lüpke



Dem Dichter, Verfasser und Sprecher plattdeutscher Rundfunksendungen und Übersetzer Gerd Lüpke in Varel, der auch in dieser Zeitschrift mehrfach hervorgetreten ist, wurde am 7. Oktober 1978 während einer Feierstunde im Rokokosaal des Herrenhauses zu Ratzeburg der diesjährige Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg verliehen.

Die Laudatio hielt sein Freund Helmut de Voss, Paderborn. Er stellte einleitend Gerd Lüpke dem ersten Kulturpreisträger der Landsmannschaft Mecklenburg Friedrich Griese gegenüber. Dieser habe Muße und Stille benötigt, damit er vernehmbar wurde. Bei Lüpke sei der Tageslauf sehr gedrängt und von unentwegtem Ortswechsel bestimmt.

In Stettin 1920 geboren und in Ribnitz aufgewachsen, habe er dort eine glückliche Jugendzeit verlebt. Es ziehe ihn immer wieder zum Fischland hin, wo er erst kürzlich wieder gewesen sei. Aus dem Kriege zurückgekehrt, sei Lüpke als gelernter Industriekaufmann nicht mehr gefragt gewesen. Gelieben sei ihm nur die Harmonie seiner Ehe,

aus der ihm schöpferische Kraft und Ideenreichtum erwachsen seien. Seit 1950 als freier Schriftsteller tätig, sei ihm bald der Einstieg in die Arbeit mit den Rundfunkanstalten, an erster Stelle mit Radio Bremen, gelungen. Etwa 2400 Hörtexte, aktuelle Reportagen, Reisesendungen und Feuilletons seien das bisherige Ergebnis sowie 16 Bände und Hefte als gedruckte Veröffentlichungen. Beachtlich sei auch der Versuch, fremdstämmige Lyrik in ihr gemäßer Form plattdeutsch wiederzugeben.

Helmut de Voss erwähnte auch 6 plattdeutsche Bühnenstücke und von Gerd Lüpke mit eigenen Erzählungen besprochene Schallplatten, wozu ihm die NDR-Sendung „Hör mal ‘n beten to“ reichlich Material aus seinem Manuskriptarchiv bot. Gerade diese Sendung habe auch eine Ausstrahlungskraft hinüber in unsere mecklenburgische Heimat! Kulturpolitisch verdienstvoll seien jene Sendungen zu werten, die Städte und Menschen Mecklenburgs dem Zuhörer geradezu plastisch nahebringen, „weil in ihren Sendeskripten das Kräutlein „Niesmit-Lust“ würzkräftig Appetit anregte“, so die Sendungen „Fritz Reuter im Exil“, „Der fortschrittliche Büffelkopf“, „Die Rolle der Frau in der mecklenburgischen Kultur und Literatur“ und „Städte am weißen Strande“. Er könne nur andeuten, so führte Helmut de Voss weiter aus, „was alles zu freundlicher Ehrung Mecklenburgs aus Kopf und Mund Gerd Lüpkes über die Mikrophone deutscher Sendeanstalten in die Wohnstuben westdeutscher Hörer und vieler Landsleute drüben in Mecklenburg – man muß es immer wieder sagen – gelangte.“

Gerd Lüpke pflege auch das Briefe-Schreiben. So sei ihm, Helmut de Voss, das Erlebnis dieser Korrespondenz ein wesentlicher Beitrag zu dauerhafter Freundschaft geworden. Bedeutend und vielfältig sei auch die Vortragsarbeit Lüpkes vom Rednerpult aus. Die Laudatio schloß mit einer Würdigung der Buchveröffentlichungen und einigen Gedichten von Gerd Lüpke, an denen in ihrer Farbigkeit und Bildhaftigkeit viel Freude zu erleben sei.

An Ehrungen wurden Gerd Lüpke früher zuteil:
1957 Kurzgeschichtenpreis der Zentrale für Heimatdienst,
1965 Fritz-Reuter-Medaille,
1968 ein Hörspielpreis und
Kulturpreis der Pommerschen Landsmannschaft,
späterhin das Bundesverdienstkreuz am Bande,
der Ehrenbrief der Fritz-Reuter-Gesellschaft und
vor 4 Jahren das Ritterkreuz des königlich niederländischen Ordens
von Oranje-Nassau.

Am 7. Oktober 1978 überreichte ihm nun der 1. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Mecklenburg Karl Werner Flint die Urkunde über die Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft Mecklenburg.

Seinen Dank und seine Empfindungen darüber brachte Gerd Lüpke, wie folgt, zum Ausdruck. Er verband damit die erstmalige Lesung (Urlesung) seiner plattdeutschen Übersetzung aus Peter Roseggers „Waldheimat“:

Meine sehr geehrten Damen und Herren!
Liebe Landsleute!
Mien leiwe Frünnen!

Ich brauche Ihnen wohl nicht ausdrücklich zu schildern, wie dankbar ich bin, daß die Landsmannschaft Mecklenburg mir ihren diesjährigen Kulturpreis verliehen hat. Gerade diese Auszeichnung ist mir ganz besonders wichtig und geht mir ganz besonders nahe, ist sie doch von dem Lande inspiriert, in dem ich meine Kindheit und Jugend erlebte – und das mir recht eigentlich zur wirklichen Heimat wurde, – zur geistigen Heimat, aus der ich noch heute lebe. Für diese unsere gemeinsame Heimat habe ich nun schon Einiges tun können – im Rundfunk und mit allerlei Büchern – mit Leseabenden und mit Vorträgen zu mecklenburgischen Themen. Ganz gewiß aber wird mir diese Auszeichnung des Mecklenburgischen Kulturpreises Ansporn und Verpflichtung sein, weiterhin, wenn es irgend möglich ist, noch mehr für unsere gemeinsame Sache zu tun.

Wenn Sie nun aber schon für Ihren diesjährigen Kulturpreis einen Schriftsteller auserkoren haben, dann dürfen Sie sich nicht wundern, wenn der, was ja nun einmal sein Beruf ist, schreibt – und wenn er, noch schlimmer, das vorliest, was er geschrieben hat. Und gerade heute ist mir so recht danach, Sie an einer meiner jüngsten Arbeiten teilnehmen zu lassen. Nach langer intensiver Arbeit an meiner neuen Schallplatte in Mecklenburger Platt und an meinem neuen Buch, ebenfalls in Mecklenburger Platt, meinte ich, daß ich nun wieder einmal ein wenig experimentieren müßte. Diesmal habe ich mir jedoch nicht, wie früher schon, russische, walisische oder gar pakistanische Lyrik vorgenommen – nein, diesmal habe ich eine Prosapartie aus dem Hochdeutschen in unser Mecklenburger Platt übertragen. Nachdem Fritz Reuter ja, übrigens ganz hervorragend, aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche umgepflanzt worden ist, – ein ganz großes Kompliment dem Ehepaar Minssen auch an dieser Stelle, – nachdem das also geschehen ist, habe ich ein Kapitel aus einem Werk der südhochdeutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts in unser Plattdeutsch gebracht, – sozusagen als einen kleinen Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Dabei reizte mich vor allem die raffinierte Naivität der späten Romantik, die hier besonders deutlich wird. Hinzu kommen die Bilder und Gedanken aus dem Leben des Kindes – und, wie Sie hören werden, einige Gedanken, die über unser irdisches Leben hinausgehen.

Die Übertragung, die ich Ihnen jetzt vorstellen möchte, habe ich übrigens noch nirgends publiziert oder auch nur vorgetragen – dies ist also eine Urlesung, die ich mir für Sie, meine Damen und Herren, aufgespart habe.

Vielleicht erkennt der eine oder andere von Ihnen dieses hochdeutsche Werk auch in seinem ganz neuen mecklenburgischen Gewand – ich habe es in meiner Übertragung genannt:

„Stierns öwer'n Hoff“

Sogor de Proffessers gäben ditmal tau, wat de Dichterslüd all lang weiten: dat öwer'n Busch de Stierns heller lüchten as annerswo. Dat mak de reigen Luft, seggen de einen – de annern meinen, de Stiernhäben schämert so blank un fründlich öwer den wieden, stillen Busch, wieldat de Lüd an sienen Rand noch an den Häben un an ehren Herrgott glöben.

Ick weit noch so gaud, wat Grössing tau mi säd, as wi tausamen up de hölten Bänk unner den hogen Linnenboom seeten: „Du büst mien leiw lütt Jung. Un nu kiek na baben. Dor lüchten de Ogen von unsen Herrgott dal.“

Dat seeg ick in. Wenn ein de Hoor up den menschlichen Kopp tellen kann, denn möt he all hundertdusend Ogen hebben.

Dor wir mi upmal, as wenn de leiw Gott mi mit sien Ogen tauplinken deed, as wenn he mi wat tau verstahn gäben wull. Man ick künn un künn dor nich achterkamen, wat he meinen deed. Liekers nehm ick mi vör, dat ick man ja ümmer recht orrig sien wull. Sünnlich bi Nacht, wenn de leiw Gott dor baben sien hundertdusend Ogen upmakt, wenn he de orrigen Kinner tellt un de annern bös angludert, dat he se wedderkennt an'n Jüngsten Dag.

Annermal seet ick up de süblig Holtbänk näben mien Mudder. Dat wier all laat an'n Abend. Mudding strakte mi öwer: „Du büst man noch'n lütt Minsch, un Kinner möten nu tau Bett. Kiek, de Engels stäken all de Lichter an, baben in den leiwen Gott sien Hus.“

„De Lichter in den leiwen Gott sien Hus?“ frög ick. Dit wull ick doch weiten.

„Gewiss,“ säd Mudding, „nu is dor baben 'n groten Disch dächt. Dor setten sick all de framen Sälen hen un äten un drinken wat. Un de Engels burren rümmer un stäken all de Lichter an – ok de grot Lamp, de in de Mitt hangt. Naher lopen's denn na de Fleuten un Vigelinen un maken Musik.“

„Musik?“ ick keek mien Mudder an: „Du – is – is Scheeperjehann, is de dor ok woll bi?“

Scheeperjehann wier'n ollen blinnen Kierl wäst, de reigüm bi de Buern an'n Busch sien Äten kreeg un dorför af un an Schapwull wuschen un spinnen harr. He harr so giern hört, wenn Körling Treckfiedel spälte. Poor Wäken vör den Abend dunn mit Mudding wier he storben.

„Ja, „nickköppte mien Mudder, „Scheeperjehann, de sitt nu ganz vörn bi den leiwen Gott. Se hollen em hoch in Lehren, wieldat he hier unnen up de Ierd so arm wäst is un in Not hett läben müßt, un he hett doch ümmer son Geduld hatt.“

„Öwer – öwer wer leggt em denn nu dat Äten up den Töller?“ wull ick weiten.

„Dat is'n Frag!“ süfzte Mudder, „Du büst recht noch'n lütten Schapskopp, Jung! Jehann brukt nu kein Hülp miehr. In'n Häben is he doch nich miehr blind! In'n Häben süht he sienen Vadder un sien Mudder, wecke he hier unnen up de Ierd nie nich seihn künn. Un he süht den leiwen Gott un den Herrn Jesus un all de annern. Ja, mit den Scheeperjehann is dat nu alls väl, väl bäder. He sall woll singen un danzen na de feine Musik, de se dor baben hebben.“

„Danzen?“ keek ick hoch un söcht' den ganzen Häben mit de Ogen af.

„Ja, danzen!“ Öwer denn stünn Mudding up: „Un nu geihst slapen!“

Ick säd woll noch, dat se in'n Häben nu ja ierst de Lichter anstäken harren un för wiss noch nich slapen güngen. Man Mudder leet sick up nix in. Se schüddelte den Kopp un meinte, de dor baben in'n Häben können daun, wat se wullen – un wenn ick mal in'n Häben keem, denn künn ick ok maken, wat ick wull.

So güng ick tau Bett, un noch in desülbig Nacht heff ick de Engels Musik maken hört.

Denn seet ick wedder eins mit Grössing unner den Linnenboom.

„Kiek, Jung,“ se wieste na baben in den Stiernhäben, „de dor öwer dat Schündack, dat is dien Stiern.“

Son sünnlicher blanken, schämern Stiern stünn jeden Abend öwer dat Strohdack von de olle Schün. Man dat he mit tauhüren deed, dat harr ick noch nie nich wüsst.

„Doch,“ nickköppte Grössing, „jeder Minsch hett an'n Häben den Stiern von sien Glück un sien Unglück. Un wenn ein Minsch starben deit, dann föllt sien Stiern von'n Häben.“

Dodsbang würd ick, as jüst in dissen Ogenblick 'n Stiernsnupp öwer den Häben trök.

„Wer is nu dotbläben?“ frög ick un keek fix eins na de Schün röwer, wat mien Stiern dor woll noch stünn.

„Jung,“ halte Grössing deip Aten, „de Welt is grot un wiet. Un wenn wi dor man Uhren na harren, wi hürten Dag un Nacht anners nix as Dodenklocken.“

Ick dacht dor lang'n öwer na, un denn frög ick wieder: „Grössing, wo hest du' dienen Stiern denn?“

„Och, Kind,“ winkte de oll Fru af, „de is meist all düster. Mien Stiern ist gornich miehr tau seihn.“

„Un is dat'n Glücksstern wäst?“

Dor treckte se mi an ehr Bost: „Dat ward woll so sien, mien Jünging.“

Af un an keem do oll Schauster bi uns up den Hoff, un de räd'te as son Heid! Wi Minschen, schandalte he, wi keemen na unsen Dod nich in den Häben un ok nich in de Höll. Nee, wi keemen denn up einen Stiern, un dor würden wi noch eins wedder geburen un läwten dor denn up't Niege.

Dat Mallst öwer säd de Söhn von den Dörpschaulmeister, de as Student mal na uns keem. De vertellte von Boren un Slangen un Hunnen, de dor baben in'n Häben rümleepen, un'n Schapbuck un'n Fisch wieren ok bi. He harr sogor'n Jungfrau seihn dörch sien Kiekglas. Disse Söhn von den Schaulmeister wier dor denn ok Schuld an, dat mien Vadder mi nich up de Hoge Schaul laten wull.

„Wenn se son dumm Tüg liehren in de Stadt, „gnurrte mien Vadder, „denn bliwt mien Jung tauhus!“

De Lüttmagd bi uns up'n Hoff, de wier väl kläuker. De hett mal vertellt: „De Stiernhäben dor baben, seggt mien Vadder, dat is'n groten Breif mit güllen Baukstaben. Den'n hett de leiw Gott an de Minschen schräben. Öwer ok de Minschen schrieben em, för einanner. Wenn twei Minschen sick heil dull leiw hebben un wiet uteinander möten, denn marken se sick vörher einen hellen Stiern, den'n se beid seihn können. Un up den Stiern kamen ehr Ogen denn tausamen. – Kiek,“ sett'te de Magd dor liesing tau un wieste na'n lütt gläunig Stierning öwer den Dannenrämel, „na datsülbig Ding kiekt nu un tau disse Stunn ok mien Fritz, de in Swerin bi de Suldaten deint. Un denn weit ick, he vergät mich nich.“

Eins Daags müsst ick abends noch in de Wisch an'n Busch Käuh häuden, wat anners gornich begäng wier. Süß harr ick tau son laat Stunn Grössing bi mi. Man de güng dat nich gaud, harr se seggt, un se müsst tau Hus blieben. Öwer se harr mi tauseggt, se wull af un an ut de Achterdör gahn un fläuten, dat mi dat in de düster Nacht nich grügen würd.

Ick stünn bäten bang näben mien Käuh, de in dat gaude Gras von de Braakwisch freeten, öwer ick hürte Grössing nich fläuten. Dat deed se anners so giern: stäkte twei Finger in'n Mund un fläut'ete los, un denn keemen all de Hähner tausamenlopen.

De Hoff leeg 'n ganz Enn af still un düster unner sien olle Eiken, un näben mi flusterte de Bäk. Dat harr ick süß gornich hürt. Fleddermüs flögen mi üm den Kopp, denn schreeg upmal dichtbi 'n Kattuhl – un ick verfiehrte mi so dull, dat ick de ein Kauh bi de Hürn kreeg un gornich wedder loslaten wull.

Ick keek hoch in den schämern Stiernhäben, de vull wier von grote Iernsthäftigkeit – mi wier, as klüng von ganz wiet weg Musik – dor makte sick upmal 'n Stiern ut den Häben los un föl as son scharpen Sülwerfaden jüst öwer unsen Hoff dal.

Mi steek wat dörch dat Hart, ick kreeg kein Luft miehr, un denn schreeg ick up: „Nu is Grössing dot! Dat wier ehr Stiern!“ Ick füng an tau rohren – dor hürte ick von'n Hoff her Vadding raupen, ick süll mit de Käuh na Hus kamen.

Duerte nich lang, dunn dreew ick mien Veih in scharpen Draw up den Hoff. Dat Hus wier nu achter all sien Finster hell; wier ein Larmen un Raupen, un de Lüd rönnten hen un her.

„Fix, Jung, kumm!“ reep dor ein Stimm von de Dälendör her, un dat wier Grössing! Ick rönnte in't Hus, alls wat ick künn – un dor hürte ick upmal 'n lütt Kind blaren!

„Hest'n Brauder krägen!“ lachte Grössing, „Den'n hett di'n Engel von'n Häben bröcht!“

Un dor leeg mien Mudding in't Bett un harr'n lütt Kindting an ehr Bost.

Ein Engel harr dat bröcht! Un ick harr em fleigen seihn!

„Grössing!“ reep ick, „Dat is gornich wohr: Stierns fallen gornich dal! Dat sünd alls Engels, de mit lütt Kinner von'n Häben dalfleigen!“

Un dat glöw ick noch hüt un dissen Dag – un ganz sünnlich glöw ick dat, wenn ick vör'n Kinnerweig stah, in de son leiw, lürlütt Wäsen inliggt un mi mit Ogen ankiekt, in wecke de Stierns un de Häben noch in tau seihn sünd.

– x – x – x

Das, meine Damen und Herren, war also die angekündigte ausschnittweise Übertragung – und zwar eines österreichischen Werkes der deutschsprachigen Romantik. Um es kurz zu machen: es handelt sich um einen Teil der „Waldheimat“ des Steiermärkers Peter Rosegger!

Wenn ich vorhin sagte, ich wollte ausgleichende Gerechtigkeit für die Minssensche Reuter-Übertragung ins Hochdeutsche üben, so war das natürlich nur ein Scherz. Nein, was ich mit diesem Übertragungs-Experiment wirklich vorhatte, war folgendes: ich wollte feststellen, daß unser altes mecklenburgisches Platt auch heute noch die Gestaltungs-, Durchdringungs- und Formkraft besitzt, um ein literarisches Werk aus dem uns geographisch und mentalitätsmäßig diametral entgegengesetzten Teil des deutschen Sprachgebiets und aus einer unserer heutigen technisch-realistischen ebenso engegensetzten Gefühlswelt zu einem legitimen Stück plattdeutscher Literatur werden zu lassen, was zu beweisen war!

Ich danke Ihnen!

Hermann Claudius

Von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Am 24. Oktober d. Js. feierte der Dichter Hermann Claudius, ein Urenkel von Matthias Claudius, seinen 100. Geburtstag. Das ist für die deutsche Literaturgeschichte ein einmaliges Geschehen. Wir alle nehmen in herzlichem Gedenken daran teil.

Hermann Claudius hat in seinem langen Leben viel hochdeutsche und plattdeutsche Dichtung herausgebracht.

All seinen Schöpfungen liegt ein mit den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innig verwachsener, von allen erlebter, anschaulich behandelter Stoff zugrunde.

Stil und Sprache von Hermann Claudius verschmähen alles Aufgetragene, Schmuckhafte. Jubel und Klage der Kindesseele, Freude und Leid des Volkes, zuletzt des Dichters, des einsam Gewordenen, werden echt empfunden, fast unerschöpflich besungen.

Im Gegensatz zur reinen Volkspoesie ist die Kunstpoesie das Ergebnis der Betrachtung, des Sinnens, also nicht das Leben selbst, sondern sein Widerschein im Seelenspiegel des Dichters. Claudius beherrscht beides. Es gibt sicher wenig Bücher, die 1912 zum ersten mal gedruckt, noch heute mit demselben Genuß gelesen werden können. Mehr als ein halbes Jahrhundert wirkungsvoll zu bleiben, zeichnet den Wert eines Buches in besonderem Maße aus.

Das aber kann von Hermann Claudius' Schöpfungen, insbesondere von seinem Buch *Mank Muern*, Grotstadtleder, ohne Übertreibung behauptet werden. Jedes der etwa 120 Gedichte hat seinen vollen Reiz behalten:

„De dusend Muern staat as eene Kark / Nu sitt de Nacht und speelt ehr Örgelwark / De dusend Hänn'n, de folgt sik sacht tosam / De steern Stadt, de is to-n Beden kam'.“

Das lyrische Gedicht schafft Besinnlichkeit. Es läßt den metaphysischen Hintergrund allen Lebens wie von selber sehen:

„Wedder'n Damper / Weddern Troß! / Luder Lüüd von Blohm un Voss!“

Das ist vergleichlich Zille, Koch-Gotha, die Zeichner des Berliner ‚Miljöhs‘.

Viele andere, ebensogute Gedichte könnten genannt werden. Jedem nüchternen Tag gegenüber Verschwiegene, Geheimnisvolles, gestalthafte Innenspiegelung eines fast gewöhnlichen Außenvorganges.

Wenn man den Bewußtseinsstrom eines Dichters beurteilen will, muß man zunächst sein Quellgebiet erfassen:

In einer kleinbürgerlichen Ackerbau- und Gartenwelt verlebt der Dichter seine ersten Kindheitstage. Hermann Claudius hat das Leben von der kleinsten gesellschaftlichen Zelle her kennen gelernt. Ihr entspricht die größtmögliche Naturnähe. Erst der Heranwachsende kommt in die Großstadt. Hier lernt er zunächst das großstädtische Vorstadtleben kennen. Es ist noch eine Zeit des nachbarlichen Beieinanders. Von der Schul- und Ausbildungszeit des Dichters erfahren wir von ihm selbst wenig. Spärlich sind auch die Mitteilungen über die ersten Berufserlebnisse und über seine erste Ehe. Einige Gedichte berichten über seine Kinder (Lateernleed, Unse Lüüt, Rode Grütt u. ä.). 1909 wird er Zeuge eines großartigen Begräbnisses. Ein Ruhmgekrönter, der Dichter Detlev v. Liliencron wird zu Grabe getragen.

Dann bricht der erste Weltkrieg aus. Hermann Claudius erlebt die geschichtliche Explosion als Schauspiel ersten Ranges.

Mecklenburger Lied^{*)}

Hermann Claudius

Friedrich Siems

Feierlich, doch nicht schleppend

Tenor I
Tenor II

1. Land der brei - ten Ak - ker - er - de, Meck - len - burg, du Bau - ern - land, Land des Bro - tes, —
2. Zö - gernd aus zer - broch'nen Schranken trittst du in: das Licht der Zeit, kraus die Stirn vom —

Bass I
Bass II

1. Land der Äh - re, Land der off - nen Got - tes - hand. Land der See - en, Land der Wäl - der
2. Ur - ge - dan - ken tie - fer Erd' - ver - bun - den - heit. Dei - ne Bau - ern - hö - fe tra - gen

1. un - ter nord - schen Him - mels Huld, Land der Trif - ten, Land der Fel - der, Ak - ker - land, du —
2. Dach bei Dach, wie Schild bei Schild. Ih - re stum - men Wor - te sa - gen: Uns' - re al - te —

1. 2.

1. der Ge - duld. 2. Weis - heit gilt. 3. Land des Bro - tes, Land der Äh - re, — Meck - len - burg, du

allmählich breiter und mit viel Ausdruck

Bau - ern land, keh - re ich zu dir, — so keh - re ich zu - rück — in — Got - tes Hand.

H&G 3070

*) Aus „Norddeutsches Chorliederbuch“ Teil I, Hüllenhagen & Griehl Verlag, Hamburg

Verschlüsselte Sinn- und Sprachfiguren treten in seiner Dichtung auf. Das Gleichnishafte beherrscht seine Sprache. (Op enen groten, griesen Steen, sitt dar de Tiet / De Kuckuck röppt, de Kiewitt fleit. De Buer geht und deit und seit. Üm em rümm is Ewigkeit.)

Der ältere Dichter bewegt sich nur noch um sein eigenes Innenleben: Sein Abstand zu den Menschen ist größer geworden.

In Mank Muern gehörte er noch zu dem ‚swatten Heer‘:

‚krupt se ruut ut jede Döör
jümmer mehr, jümmer mehr.
Minschen, Minschen, sünner Tall,
Griese Muern sluckt se all.‘

Die Stadtmauern, sie machen alles gleich, vereinen zu gemeinsamem Schicksal.

Die niederdeutschen Gedichte von Hermann Claudius sind wohl seine bestgelungenen Leistungen. Sie sind fast ausnahmslos ernst. Es fehlt ihnen das Schalkhafte. Nur ein hintergründiger Humor leuchtet aus den Zeilen hervor. Sein dichterisches Wirken hat im Ganzen gesehen einen elegischen Zug. Nur in den Kindergedichten kommt das Schalkhafte klar zum Ausdruck. Hermann Claudius hat stets ein Herz für die Kinder gehabt.

Die ersten hochdeutschen Gedichte sind seine Kriegsgedichte. Er wußte, jetzt werden die jungen Menschen sich überschlagen. Spontan macht sich eine moralische Empörung als Begeisterungssturm Luft: Eine Parallele zum Galgenhumor! Seine Kriegsgedichte sind von tiefem Ernst und düsterer Vorahnung erfüllt, ohne ins Negative umzuschlagen. Visionäre Vorstellungen werden mit transzendenten Ausblicken verbunden. Der Stoff ist rhythmisch durchpulst: ‚Hörst du nicht den Eisenschritt / Wer will mit / Wer will mit / Hinter mir, da kommt die Not / Hunger, Pestilenz und Tod / Wer will mit / Wer will mit / Hörst du nicht den Eisenschritt!‘

Der sentimentalische Dichter (i. S. Schillers) erlebt die Einheit der Welt im Gegensatz zum naiven Dichter erst aus der Reflexion. Bei ihm ist der Wille der dichterische Motor. Er dichtet dionysisch (weniger in olympischer Ruhe):

‚Wolken sind Gedanken‘

Die Wolken werden sofort gedanklich aufgelöst.

Der sentimentalische Dichter muß sich seinen Gott und seine Welt erst schaffen. So erlebt er seinen Gott sogleich ‚mit Vätergesicht‘

‚Ihr mögt dessen lächeln,
Anders kann ich es nicht!‘

Zum ‚Peter Sempel sagt sein Gott:

‚Sitz nieder, liebe Seel,
Erzähl, erzähl!‘

Mit Jesus hat Hermann Claudius viel gerungen. Auch er hat sein Golgatha erlebt:

‚Und, wer du immer bist, der meiner lächelt, wird er dieses lesen
Ich war, mein Sohn, wo du noch nicht gewesen!‘

Die Frage nach Gott hat für ihn aber allerersten Rang:

Was gibt denn allem Irdischen den Rang?
Doch nur, daß es ins Göttliche sich weite,
Daß unser Geist der Gottheit näherschreite!‘

Aber er zürnt auch mit seinem Gott: Er habe den Menschen mit geschlossenen Augen gemacht / und ihn frivol in die Welt gestoßen: / da, siehe du zu! aber: ‚Wem der Herrgott einmal begegnet, der trägt es tief in seinem Herzen / geht und schweigt!‘

Für Hermann Claudius steht es außer Frage, daß sein Gott siegen muß: Sein Gesetz ist das Weltgesetz!

Freilich steht die Religion im Schatten der Ambivalenz. Wenn wir ein Angestrebtes erreicht haben, müssen wir feststellen, daß es nicht das Erstrebte ist, vielleicht sogar dessen Verhinderung!

Diese Ambivalenz treibt auch die bewegte Geschichte der Gottlehren hervor. Dennoch ist es unsinnig, die Religion als Erfindung der Priesterkaste zu brandmarken. Auf leere Erfindungen kann man keine Dauerwirkung begründen. So ist Religion auch keinesfalls nur ‚bestimmender Überbau gesellschaftlicher Bewußtseinsformen zur Erhaltung des status quo für die Arrivierten!‘ Religion ist vielmehr eigendynamische Selbstbewegung des Lebens in seinen am meisten vorgeschobenen Bewußtseinsbereichen.

Besonders hartnäckig ist Hermann Claudius in seinem Kampf gegen die Intellektuellen. Eins seiner schönsten Gedichte:

Setz doch das Herz, das Herz
Wieder ein!

Kraft ihrer größeren Gemütsiefe hat die sentimentalische Dichtung auch mehr Mannigfaltigkeit der Stimmungen aufzuweisen. In Band II der Jubiläumsausgabe (Rudolf Schneider Verlag 1978) gelingt Hermann Claudius der Sprung in den Geist Schillers:

„Daß doch der Mensch das Unbewußte wage!
Die Dinge haben„alle ihren Lauf!
Was Gottes ist, verhüllt sich gern in Schweigen!
Einst öffnet sich der Geist die Gasse!“

Hermann Claudius bedient sich auch moderner Ausdrucksmittel (Sinnentfremdung, kühne Metapher, Wortmontagen, Ichspaltung, Reihungen, Abbrechen des Gedankens, Monologe der Ichspaltung, Paraphrasierungen usw.). Aber er setzt sie sparsam ein:

„Ich war mir selber oft ein fremdes Land“ (Ich-Spaltung, Rollenmonolog), „Ingeborg“ paraphrasiert als Nachtkerze, „Um sich selber zu wissen ist schwer“ (Die Ahnen, als heimliche Mitsprecher) usw.

In seinem Kurzroman Meister Bertram van Mynden, Maler zu Hamburg, entfaltet Claudius die moralische Würde der Kunst. Zugleich ist das Stück das Hohe Lied der Gattenliebe, eine besonders liebenswerte Schöpfung.

Bei den Gesprächen des Ackermanns mit dem Tod und mit Gott gelingt das Versöhnende allerdings nicht durch den Zuständigkeitsanspruch Gottes, sondern nur durch die Liebe. Denn Gott ist ja die Kraft der Liebe. Der Tod ist ein Kunstgriff der Natur (Gottes), mehr Leben zu gewinnen. Mit fortschreitender Evolution vergrößert sich laufend der Bereich der Lebensmöglichkeiten. Jedes Gewordene eröffnet sie sich auf seine Weise. Die Unendlichkeit ‚wird‘. Sie erwächst fortlaufend ‚aus dem Tod‘. Der Einzelne muß sich diesem Gebot fügen! Alles Lamentieren dagegen ist sinnlos.

Hermann Claudius schaltet Gott als deus ex machina ein.

Auch im Ulenbütteler Idyll hat Claudius eine schwere Aufgabe übernommen. Die Idylle feiert die Erreichung des Ideals. Sie ist letztes und höchstes Ziel der denkerischen, dichterischen Gestaltung. Sie führt in die Gefilde des Elysiums, des von den Göttern bestimmten Aufenthalts der Helden. Jeder Dichter hat sein Elysium. Für Hermann Claudius ist es sein Ulenbütteler Heim. Was die Idylle erlebt, sind Durchblicke, Ein- und Ausgänge in sein Paradies.

Langsam geht in Ulenbüttel die Zeit und zukunftssträchtig ist sie. Was bedeutet sie schon ‚für die armen Appelfreters‘! Langsam fällt auch die Nacht, schleicht schwarz und weiß

gesprenkelt, wie die Dorfkatze, durch den Knick. Immer mehr Heimlichkeiten wachsen um den Dichter herum: Alle Schöpfung will Einsamkeit, will Stille!

So könnte die Idylle schließen, wie eines der schönsten Gedichte von Hermann Claudius:

Und geh in meine Kammer
Und lösche die Kerze aus
Und bin mit Mond und Sternen
Im großen Vaterhaus!

Wir wünschen dem Dichter noch viele schöne Tage in seinem Elysium!

Winterwald

Wir gingen durch den Winterwald
In seinem weißen Schweigen.
Die Tannen hingen tief verschneit,
Und stille stand um uns die Zeit
Die Sonne war im Neigen.

Und golden schimmerte der Schnee
Durch das Gewirr der Äste.
Und Hand in Hand wir schritten fort.
Verwunschen schien rundum der Ort,
Und wir darin nur Gäste.

Auf allen Zweigen lag es schwer
Und immer noch und immer.
Wir setzten leise unsern Schritt,
Als trügen wir die Lasten mit
Und ihren goldnen Schimmer.

Hermann Claudius

Das MALTZANEUM zu Waren

- Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Mecklenburgs -
Von Dr. Hans-Joachim Deppe, Berlin-Grunewald *)

Einführung

Zu Michaelis 1866 suchte Freiherr Herrman von Maltzan den Gymnasiallehrer Carl Struck in Waren auf. Er eröffnete ihm seinen Plan, ein naturhistorisches Museum einzurichten. Herrman von Maltzan war Besitzer der Güter Federow und Schwarzenhof bei Waren. Sein Plan zur Gründung eines Museums hatte einen bestimmten Hintergrund. Die Familie von Maltzan war schon immer den Fragen der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber aufgeschlossen gewesen. Eine wesentliche Rolle kam in diesem Zusammenhang Herrmanns ältestem Bruder zu, Albrecht von Maltzan (1812–1851). Dieser faßte 1845 zusammen mit Ernst Boll/Neubrandenburg den Entschluß, eine wissenschaftliche Zeitschrift herauszubringen. So erschien im Jahre 1846 das erste Heft des „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“ (Arch. Nat. Meckl.) als Organ der gleichnamigen Vereinigung¹⁾. Bis zum Jahrgang 1922 kam es in ununterbrochener Folge heraus und wurde zu einer der wichtigsten Quellensammlung für die mecklenburgische Naturgeschichtsforschung. Von 1924 bis 1940 erschien es in neuer Folge und erlebte nochmals von 1954 bis 1968 eine Neuauflage.

Albrecht von Maltzan war eine bemerkenswerte Persönlichkeit. Als Besitzer der Güter Päckatel, Peutsch, Rothenmoor und Molzow war er wirtschaftlich unabhängig. Dies ermöglichte ihm zahlreiche Forschungsreisen, die in erster Linie seiner Sammeltätigkeit dienten. Er sammelte Conchylien, Nester und Eier von Vögeln, Insekten, Mineralien, Petrefakten und auch Algen. Aus jener Zeit existiert eine wichtige ornithologische Veröffentlichung aus seiner Feder²⁾. Obwohl er in seine Eiersammlung wichtige Belegstücke für die mecklenburgische Avifauna eingliedern konnte, hatte die damalige Sammeltätigkeit leider auch sehr unangenehme Folgen. So blieb beispielsweise der Schlangenaadler nach 1843 durch die Nachstellungen von Albrecht von Maltzan als Brutvogel im Peutscher Forst verschwunden. Albrecht hinterließ seine Sammlungen dem jüngsten Bruder Herrmann. Dieser baute sie durch seine eigene Sammeltätigkeit weiter aus, sodaß sie bald einen bedeutenden Umfang annahm.

Es war nun sicherlich kein Zufall, daß Herrmann von Maltzan versuchte, Carl Struck für seine Pläne zu gewinnen. Der Lehrer Struck war in den Jahren 1864 und 1865 zusammen mit seinem Kollegen Ludwig Fromm mit zwei bedeutenden Veröffentlichungen hervorgetreten^{3) 4)}. Außerdem hatte Struck bereits vorher eine interessante Veröffentlichung über mecklenburgische Reptilien publiziert⁵⁾. Carl Struck mußte Herrmann von Maltzan als geeigneter Mann für die Übernahme der Leitung des von ihm geplanten Museums erscheinen. Struck hatte zunächst erhebliche Bedenken gegen die Wahrnehmung eines solchen Postens⁶⁾, doch wußte der Gründer seine Sorgen zu zerstreuen. So wurde durch

*) Meinem Freund Eckehard Fliegner (1931–1977) gewidmet.

¹⁾ Wagner, A. (1966): Albrecht von Maltzan. Carolinum 31(44):45–51

²⁾ Von Maltzan, A. (1848): Verzeichnis der bis jetzt in Mecklenburg beobachteten Vögel. Arch. Nat. Meckl. 3:29–47

³⁾ Fromm, L. u. Struck, C. (1864): Die Müritz. Arch. Landesk. 14:1–48

⁴⁾ Dies. (1865): Die Wasserbecken des Kölpin-, des Fleesen-, des Malchower- und des Petersdorfer Sees. Arch. Landesk. 15:129–165

⁵⁾ Struck, C. (1859): Die Reptilien Mecklenburgs. Arch. Nat. Meckl. 13:152–59

⁶⁾ Struck, C. (1880): Das von Maltzan'sche naturhistorische Museum für Mecklenburg in Waren. Arch. Nat. Meckl. 32:199–205

Herrmann von Maltzan im Jahre 1866 die Gründung des „Maltzaneums“, Naturhistorisches Museum für Mecklenburg in Waren als Stiftung vollzogen. Im gleichen Jahr richtete er Briefe an 30 Forscher im Lande mit der Bitte um Unterstützung für das Maltzaneum. Dieser Bitte schloß sich auch Ernst Boll mit eine Appell im Archiv an.

Der Gründer konnte keinen geeigneteren Mann für diese Aufgabe gewinnen als Carl Struck. Struck benutzte zunächst eine, dann zwei Stuben in seiner Wohnung in der Denkmalstraße in Waren zur Eröffnung des Maltzaneums. Herrmann von Maltzan überwies ihm eine Conchylien- und eine Eiersammlung, das von ihm in Rothenmoor angelegte Herbarium und etwa ein Dutzend ausgestopfter Vögel. 1867 bereits war der Umfang der Sammlungen derart angewachsen, daß die Räume in der Wohnung von Struck zu klein wurden. So mußte in der Güstrower Straße ein Lokal gemietet werden. Bereits 1871 wurde ein größerer Saal im Gebäude des Postdirektors Lembcke am Alten Markt 6 bezogen. Zu Michaelis 1875 überließ Herrmann von Maltzan dem Museum im sogenannten Weinberg-schloß zwei große Räume und zwei Säle. Doch leider währte die Freude nur kurz. Bereits 1876 verkaufte der Besitzer das Gebäude, sodaß der Saal im Lembckeschen Hause wieder bezogen werden mußte.

Am 17. 6. 1877 wurde das Maltzaneum juristische Person. Der Gründer hatte in einem Stiftungsfond (§ 2 der Satzung) die für damalige Zeiten beachtliche Summe von 6.000,- Reichsmark in mecklenburgischen Eisenbahnobligationen ausgesetzt, deren Zinseinkünfte (4 % p. a.) bis 1879 zur Mehrung des Guthabens anzuwenden waren. Von da ab waren jährlich 10 % der Zinsen zur Mehrung des Guthabens vorzusehen. Die Verwaltung der Stiftung bestand aus 3 Personen nämlich einem Mitglied der Familie von Maltzan, dem Präsidenten des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg und dem Bürgermeister der Stadt, in der das Maltzaneum seinen Sitz hatte. Im Jahre 1879 bildeten somit der Stifter, Carl Arndt und Bürgermeister Hofrath Schlaaf den Vorstand. Als Ort der Stiftung wurde Waren bestimmt (§ 4 der Satzung ⁷⁾). Indessen reichten die Zinsen des Stiftungskapitals bei weitem nicht zur Deckung aller Unkosten, da allein die Saalmiete bereits 200,- Reichsmark ausmachte. Struck mußte also viel aus eigener Tasche beisteuern. Im Jahre 1884 änderte sich dieser traurige Zustand. Durch die Initiative des Bürgermeisters Schlaaf erhielt das Museum ein eigenes Gebäude in der Güstrower Straße (das spätere Lyzeum) von der Stadt zugewiesen. Damit ging auch der wiederholt von den Freunden des Maltzaneums geäußerte Wunsch nach einem eigenen Haus endlich in Erfüllung und die Gefahr der Verlagerung an einen anderen Ort war zunächst gebannt ⁸⁾). Am 20. 2. 1891 verstarb der Gründer Herrmann von Maltzan und im Jahre 1898 Carl Struck, der das Maltzaneum 32 Jahre geleitet hatte. Nach ihm übernahm Oberlehrer R. Jesse dieses Amt.

Die fruchtbare und zähe Arbeit von Carl Struck legte das Fundament für das Maltzaneum. Während bei Beginn seiner Tätigkeit nur knapp ein Dutzend Säugetiere vorhanden waren, konnte Jesse um die Jahrhundertwende bereits 47 Arten aufzählen ⁹⁾). Die Zahl der Vogelpräparate war von 144 auf 253 angewachsen. 1871 konnten die avifaunistisch bedeutsamen Sammlungen des Forstmeisters von Grävenitz in Doberan und des Pastors Zander aus Barkow bei Plau dem Maltzaneum eingegliedert werden. Auch der von Struck geäußerte Wunsch, die umfangreiche Vogelsammlung des Leutnant von Preen zu erwerben, ging durch Vermittlung der großherzoglichen Familie in Erfüllung. Es folgten Zugänge der Gesteinssammlungen von Boll, A. v. Maltzan, Landbaumeister Koch, v. Nettelblatt, Konchylien von H. v. Maltzan, Herbarien von Timm, Boll, Blandow, Moosherbarien von Fiedler, Insekten von Pastor Konow, Schmidt, Peters, darunter die Libellen von Prof. Fuldner aus Neustrelitz ¹⁰⁾). Während seiner Amtszeit erschienen von Struck im Archiv mehr als 20

⁷⁾ NN. (1879): Statuten des von Maltzan'schen Naturhistorischen Museums für Mecklenburg. Arch. Nat. Meckl. 32:206-208

⁸⁾ Arndt, C. (1882): Den Freunden des Maltzaneums. Arch. Nat. Meckl. 35:1-4

⁹⁾ Jesse, R. (1902): Maltzaneum. Arch. Nat. Meckl. 56:77-115, 193-195

¹⁰⁾ Hainmüller, C. (1932): Maltzaneum. Z. Heimatb. Meckl. 27:45

Abhandlungen, die sich im weiten Bogen von der Botanik über die Entomologie bis zur Zoologie spannten. Diese Arbeiten stellen ein bedeutendes Quellenmaterial dar.¹¹⁻¹⁵⁾

Im 20. Jahrhundert begann dann die eigentliche Krise des Maltzaneums. 1910 bildeten Freiherr von Maltzan/Molzew, Prof. Geinitz/Rostock und Bürgermeister Klockow/Waren den Vorstand. Ein Schwager des Bürgermeisters namens Bauer war der Verwalter¹⁶⁾. Die Krise nahm ihren Anfang im Jahre 1918. Der Bürgermeister und Mitcurator des Maltzaneums mußte im Gefolge des Kapp-Putsches seinen Abschied nehmen. Er beabsichtigte, eine Rechtsanwaltspraxis aufzubauen und wollte deshalb das wegen seiner repräsentativen Lage hervorragende Haus erwerben, in dem sich das Maltzaneum befand¹⁷⁾. Die beiden anderen Mitcuratoren gaben ihre Zustimmung zum Kauf, der über den Ministerialrat Chrestin – einen Neffen des Bürgermeisters – lief. Der Käufer wollte 10.000,- Reichsmark für eine Verlagerung der Sammlungen nach Rostock zahlen. Zusätzlich wurde der § 3 der Satzung geändert, indem nunmehr anstelle (des inzwischen zurückgetretenen) Bürgermeisters ein angesehener Bürger der Stadt Waren Mitcurator werden sollte. Es fiel dem Herrn Klockow nicht schwer, diese Wahl für sich zu entscheiden. Es gelang nun zwar, die Sammlungen in Waren zu erhalten. Doch mußten alle Räume geleert und die Sammlungen in die Keller verlagert werden. Von Milben und Motten befallen, drohte der Rest der Sammlungen zum Spielball der Gymnasiasten zu werden. Nur mit großer Mühe konnte der inzwischen eingesetzte Leiter, Studienrat Niemeyer, die Sammlungen unter Verschuß bringen. Es war eine düstere Zeit für das Maltzaneum. Das Stiftungskapital war durch die Inflation verloren gegangen. Verwalter Bauer hatte Selbstmord begangen. Der durch die Landesregierung seit 1881 bewilligte Zuschuß in Höhe von 500,- RM jährlich wurde gestrichen.

Werden und Wirken

In der fast ausweglosen Situation des Jahres 1920 war es der bleibende Verdienst mehrerer Warener Bürger, durch ihren selbstlosen Einsatz den Fortbestand des Maltzaneums gesichert zu haben. Sie gründeten die Vereinigung „Heimatschutz“ und begannen mit 7 Mitgliedern ihr schwieriges Werk für einen Neubeginn. Die Vereinigung bildeten Gastwirt Carl Hainmüller, Steuerinspektor Karl Bartels, Studienrat Dr. Niemeyer, Oberpostinspektor Burmeister, Glaser Lehfeldt, Kaufmann Hans Dühning als Vorsitzender des Warener Verkehrsvereins und Apotheker Hans Hennecke. Aufgrund ihrer Vorstellungen zog Freiherr von Maltzan 1920 seine Zustimmung zur Verlagerung des Maltzaneums unter der Bedingung zurück, daß die Stadt Waren eine angemessene Bleibe für das Museum schaffen würde. Aber erst am 25. 9. 1929 gelang es der Vereinigung einen Ratsbeschluß herbeizuführen, wonach dem Maltzaneum die eine Gebäudehälfte der Bürgerschule (Güstrower Straße 5) zugewiesen wurde (Abb. 1). Das Maltzaneum erhielt 6 Räume und das Dachgeschoß. Allerdings behielt Rektor Josten noch jahrelang im Erdgeschoß einen Raum als Dienstzimmer.

Inzwischen waren Prof. Wossidlo, Amtsgerichtsrat a. D. Fabricius und Veterinärarzt Evers der Vereinigung „Heimatschutz“ beigetreten. Man hatte einen Museumsverein gegründet, der mit 100 Mitgliedern bei einem Jahresbeitrag von 1,- RM mit 100,- RM den Etat aufbesserte. 1927 beschloß man, ungeachtet der Raumnot, dem Maltzaneum ein Heimatmuseum anzugliedern. Die Leitung übertrug man Karl Evers, der durch seine frühere Tätigkeit über sehr gute Beziehungen zur Landbevölkerung verfügte. Er mußte in Ermangelung eines eigenen Gebäudes die gesammelten Gegenstände zunächst auf dem Boden seines

¹¹⁾ Ders. (1873): Zur Flora Mecklenburgs. Ebenda 26:46-48

¹²⁾ Struck, C. (1876): Die Säugetiere Mecklenburgs. Arch. Nat. Meckl. 30:23-119

¹³⁾ Ders. (1882): Über Steppenhühner in Mecklenburg. Ebenda 42:175-184

¹⁴⁾ Ders. (1888): Die Schlingnatter in Mecklenburg. Ebenda 48:189-190

¹⁵⁾ Ders. (1897): Der Nerz kommt noch immer in Mecklenburg vor. Ebenda 51:29-92

¹⁶⁾ Schönrock, H. (1966): Zur Geschichte des Warener Museums. Heimatk. Jb. Bez. Neubrandenburg, Bd. 1, 21-43

¹⁷⁾ Schohknecht, U. (1957): Carl Hainmüller. Neue Meckl. Monatsh. 2:142:43



Abb. 1: Die frühere Güstrower Straße in Waren um 1950 mit dem Eingang zum Maltzaneum (vorn links im Bild)

Hauses in der Kaiser-Wilhelm-Allee unterbringen. Der Vorstand der Stiftung wurde 1927 gebildet aus dem Baron Freiherrn von Maltzan/Molzow, dem Bürgermeister Dr. Andree, dem Apotheker Hans Hennecke und dem Amtsgerichtsrat a. D. Fabricius. Ende 1929 endlich konnte der Umzug in das eigene Haus erfolgen. Es sollte der letzte Umzug bleiben. Carl Hainmüller übernahm die Verwaltungsgeschäfte, Studienrat Dr. Niemeyer die wissenschaftliche Leitung und Veterinärarzt a. D. Karl Evers die heimatkundliche Abteilung. Karl Bartels bearbeitete ehrenamtlich die Vogelsammlung und Studienrat Penzlin die botanischen Sammlungen.

Der Bestand des Maltzaneums war mit dem Umzug in ein eigenes Gebäude indessen noch keineswegs gesichert. Nach wie vor mußten die Vorstandsmitglieder des Museumsvereins förmlich betteln gehen, da die Mittel nicht reichten. Carl Hainmüller ruderte oft die Sammlungsstücke mit seinem Boot über die Müritz, um so die Transportkosten zu sparen. Der Rat der Stadt Waren erließ dem Museum die Miete und zahlte jährlich 500,- RM für die laufende Instandhaltung und 200,- RM für die Verwaltung. Damit waren die Möglichkeiten der Stadt erschöpft. Von 1929 bis 1937 mußte das Maltzaneum somit durch die ehrenamtliche Tätigkeit der Mitarbeiter und durch Spenden der Bevölkerung erhalten werden.

Doch gingen die Sachspenden reichlich ein. Den Grundstock für die heimatkundliche Abteilung bildete eine großzügige Spende des Grafen Voß auf Groß-Gievitz. Der Museumsverein war inzwischen auf 250 Mitglieder angewachsen. Mehrere Handwerker verrichteten ihre Tätigkeit im Museum kostenlos. 1937 endlich schien das Schlimmste überwunden. Hierzubei trug das große Interesse und Verständnis des langjährigen Landrates Mulert, der sich in die Geschäfte einschaltete. Am 1. 4. 1937 erfolgte die Übernahme des Maltzaneums durch den Kreis Waren. Für die Stadt war die Belastung bei allem guten Willen inzwischen zu groß geworden. Am 11. 12. 1941 wurde der § 3 der Satzung abermals geändert. Nunmehr hatte auch der Landrat im Vorstand Sitz und Stimme. Es wurden Pläne für den Ausbau vorbereitet. Dem Maltzaneum sollte das Gebäude ganz übereignet werden. Auf dem Schulhof wollte man einen zusätzlichen Gebäudetrakt errichten, um die überregional bedeutende

Vogelsammlung würdig aufstellen zu können. Doch leider zerschlug der 1939 beginnende Krieg alle Pläne.

Neben den finanziellen Nöten entstanden im Laufe der Zeit auch noch andere Probleme. Große Schwierigkeiten bereitete der ehemalige Gauleiter von Mecklenburg-Lübeck Friedrich Hildebrandt den Mitarbeitern des Maltzaneums. Zunächst wollte er die Vogelsammlung für sein geplantes „Nordisches Jagdmuseum“ in Schwerin haben. Als sich Vorstand und Mitarbeiter dem widersetzten, begann er regelrechte Schikanen und schreckte auch vor Rechtsbeugungen nicht zurück. So kaufte er Sammlungen in Mecklenburg auf, die das Maltzaneum erwerben wollte. Er beschlagnahmte die Vogelsammlung des Präparators Knuth in Doberan, die dem Maltzaneum bereits testamentarisch vermacht war. Eine besondere Hilfe für das Maltzaneum war in dieser Zeit Landrat Mulert, der das Spiel des Gauleiters zu durchkreuzen wußte. Der Gauleiter sollte sich jedoch noch durch eine andere Maßnahme in unangenehme Erinnerung bringen. 1944 erzwang er unter Strafandrohung die Auslagerung wertvoller Bestände in das Schloß Sophienhof bei Waren. Die Mitarbeiter des Maltzaneums hatten sich lange Zeit mit Erfolg gegen diese Auslagerung gestraubt. Ihre Vorahnungen sollten ihnen recht geben. Anfang Mai 1945 wurde das Schloß in den Kriegswirren niedergebrannt. Außerordentlich wertvolle Museumsgegenstände des Kaiser-Wilhelm-Museums und der Humboldt-Stiftung aus Berlin verbrannten ebenso wie die ausgelagerten Gegenstände des Maltzaneums.

Besonders schmerzlich war der Verlust des Lade der Warener Fischerinnung. Die Akten dieser Lade reichten bis in das Jahr 1400 zurück¹⁶⁾. Mit der Lade gingen auch der Humpen und das Petschaft verloren. Unter den Verlusten waren weiter Bernsteinfunde aus dem Müritzgebiet, Ölgemälde, Moosherbarien, vorgeschichtliche Waffen aus Renntierknochen, Reste vom Mammut, Abendmahlskelche, Kirchenleuchter von 1779, und das Richtschwert derer von Flotow auf Kogel, die bis ins späte Mittelalter die Gerichtsbarkeit über Malchow besessen hatten. Im Frühherbst des Jahres 1947 versuchte Prof. Anthes vom Pergamon-Museum aus Berlin durch eine Grabung in Sophienhof noch etwas von den Schätzen zu retten. Carl Hainmüller und Karl Bartels organisierten diese Grabung. Unterstützt wurden sie von einer Gruppe Oberschüler, zu der auch der Verfasser gehörte. Es war für uns eine willkommene Abwechslung, als wir mit Genehmigung der Schulbehörde für eine Woche zu diesem Zweck vom Unterricht befreit wurden. Die Grabung brachte wenige Resultate. Für das Maltzaneum konnten wir nur die Waffen aus Renntierknochen retten, die später restauriert wurden.

Auch Prof. Wossidlo bekam Schwierigkeiten bei seinen volkskundlichen Arbeiten. Anlässlich einer Vortragsveranstaltung wurde er vom Gauleiter gebeten, die Wenden bei seinen Forschungen nicht mehr zu berücksichtigen. Carl Hainmüller fand den Professor nach dieser Aussprache ganz verwirrt vor. Er murmelte immer vor sich hin „...aber sie sind doch hier gewesen...“. Analog dazu sollten auch vorgeschichtliche Funde aus der Wendenzeit nicht mehr in die Magazine des Museums aufgenommen werden. Die Mitarbeiter des Maltzaneums haben sich jedoch über solche unsinnigen Ansichten des Gauleiters hinweggesetzt und sich in ihrer Arbeit nicht beirren lassen.

Nach 1945 mußte der Wiederaufbau unter großen Schwierigkeiten erfolgen. Der große Raummangel erzwang, daß die andere Gebäudehälfte zunächst weiter als Schule benutzt wurde. Auf dem Hof war eine Baracke errichtet worden, in der sich eine Desinfektionsanstalt befand. Kohlen zum Heizen und Glas für die zerstörten Vitrinen waren nicht vorhanden. Hinzu kam die Unterbringung zahlreicher Kunstgegenstände, die sicherzustellen waren. In den Wirren konnte indessen nur ein Bruchteil des Materials gerettet werden. Was nicht den Plünderungen zum Opfer fiel, verschwand in den Kanälen des Schwarzhandels, der sich sofort bildete. Der durch den Krieg und seine Folgen angerichtete Schaden läßt sich auch auf diesem Gebiet kaum beziffern.

¹⁶⁾ Evers, K. (1936): Handwerkssymbole. Z. Heimatb. Meckl. 31(3):83-89



Abb. 2: Der mecklenburgische Entomologe und Heimatforscher Carl Hainmüller im Garten seines Hauses (Foto F. Sudrow/Waren)

In den Jahren 1945/46 war Karl Bartels mit einer kleinen Gruppe interessierter Oberschüler, zu der auch der Verfasser gehörte, laufend unterwegs, um wertvolles Material für das Maltzaneum zu bergen. So konnten wir aus dem Schloß Speck mehrere Wisent-, Elch- und Mufflontrophäen retten nebst einer größeren Anzahl an Rothirschgeweihen und Rehkronen. Hinzu kamen Kunstgegenstände, die später weitergeleitet wurden. Die Schlösser boten zu jener Zeit einen erschütternden Anblick. Zunächst hatten sie unter den Plünderungen und Einquartierungen besonders zu leiden. Sodann zwang die Not, sie mit Flüchtlingen zu belegen. Dabei konnte auf die Inneneinrichtungen keine Rücksicht genommen werden. So verschwanden zum Beispiel im Schloß Klink fast alle Ebenholztäfelungen in den Kanonenöfen. Im Schloß Basedow wurde im Rittersaal Kalisalz gelagert. An eine Erhaltung der Bausubstanz oder der wertvollen Parkanlagen wie beim Schloß Blücherhof war nicht zu denken.

Die Lage des Maltzaneums besserte sich jedoch mit der zunehmenden Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage. Schon 1949 konnte das gesamte Gebäude durch das Maltzaneum genutzt werden. Umzug und Aufbau der Sammlungen erfolgten hierbei fast ausschließlich durch die Mitarbeiter und einige freiwillige Helfer. Dank der Förderung durch die Landesregierung und die Kreisverwaltung wurden erstmals Planstellen geschaffen, sodaß Carl Heinmüller und Karl Bartels feste Anstellungen erhielten und sich voll ihrer Arbeit widmen konnten. 1953 wurden das naturhistorische Museum, jenes bislang noch existierende „Maltzaneum“ und das Heimatmuseum vereinigt. In den geänderten Statuten erschien als neuer Name „Müritzmuseum“. Später wurde es zum Bezirksmuseum erweitert. Damit war die historische Aufgabe des „Maltzaneums“ erfüllt. Die Schätze der Heimat waren durch die harte Arbeit von Idealisten der Nachwelt erhalten geblieben.

Heimatschutz

Die Arbeit der Mitarbeiter des Maltzaneums erschöpfte sich nicht in der Sammlung und Ausstellung von Gegenständen. Ein wesentlicher Schwerpunkt bestand in der Erfassung und Sicherung der kulturgeschichtlichen Besonderheiten. Ein wichtiger Sektor war hier die Denkmalpflege, auch die Bodendenkmalpflege. Bereits im Jahre 1803 hatte Großherzog Friedrich Franz I. eine Verordnung für das Domanium zum Schutz der Bodendenkmäler erlassen. Für die Ritterschaft blieb es leider bei einer Empfehlung¹⁹⁾. Die wohl erste mecklenburgische Altertumssammlung existierte in Meckl.-Strelitz. Durch den Ankauf der sogenannten „Prillwitzer Idole“ im Jahre 1806 wurde eine Kollektion obotritisch-wendischer Altertümer dem Landesmuseum Neustrelitz eingegliedert. 1842 erweiterte J. F. G. Gentzen diese Sammlung. Im Maltzaneum zu Waren begann Carl Hainmüller (Abb. 2) im Jahre 1927 mit der Bodendenkmalpflege. Hainmüller wurde am 24. 7. 1875 in Berlin geboren, verbrachte jedoch schon seine Jugendzeit am Gymnasium zu Waren. 1910 übernahm er nach dem Tode seines Vaters die Gastwirtschaft in der Müritzstraße am Hafen. Gleichzeitig war Hainmüller als Mitglied der Demokratischen Partei lange Jahre Stadtverordneter der Stadt Waren.

Carl Hainmüller war ein Idealist, wie man sie nur wenig findet. Doch nur Menschen seiner Art konnten für den Heimatschutz etwas Bleibendes schaffen. Er ging selbstlos an seine gestellte Aufgabe und vernachlässigte darüber sogar seinen Beruf. In seiner Freizeit durchstreifte er mit Rucksack und Spaten die Müritzlandschaft und war unermüdlich mit der Bergung vorgeschichtlicher Funde beschäftigt. Sein steter Begleiter war der Gymnasiast Achim Rüdiger, der leider gleich zu Beginn des Krieges fallen sollte. Hainmüllers bescheidenes Honorar wurde fast vollständig für Bücher ausgegeben. Er hatte sich als Autodidakt ein großes Wissen angeeignet, das er bereitwillig an Interessierte weitergab. Ich hatte selbst Gelegenheit, mit Hainmüller mehrere Grabungen durchzuführen und dabei

¹⁹⁾ Schohknecht, U. (1966): Bodendenkmalpflege und Museum. Heimatk. Jb. Bez. Neubrandenburg, Bd. 1, p. 85-95



Abb. 3: Das „Hünengrab“ (Großsteingrab) von Sparow bei Malchow (Zeichn. Verf.)



Abb. 4: Das bronzezeitliche Kegelgrab von Friedrichsfelde bei Waren (Zeichnung Verfasser)

erlebt, mit welcher Genauigkeit er dabei vorging. Es gab kaum einen vorgeschichtlichen Fundort, an dem Hainmüller nicht schon gearbeitet hatte^{20), 21)}.

Mit der Anfertigung zahlreicher Ortsakten schuf er die Grundlage für die vorgeschichtliche Sammlung des Maltzaneums. Bodendenkmalpflege ist und wird immer ein aufreibendes Geschäft bleiben, weil bei den Bergungsgrabungen oft wirtschaftliche Interessen im Spiel sind. Ein großes Problem war in Mecklenburg der Schutz der Großsteingräber (Abb. 3), die oft für den Straßenbau zerschlagen wurden. Die gleiche Gefahr bestand bei Steinkistengräbern und bronzezeitlichen Grabstellen (Abb. 4). Der Schutz dieser Bodendenkmäler erforderte Zähigkeit und Standhaftigkeit und bisweilen Mut. Diese Eigenschaften besaß Hainmüller in hervorragendem Maße. Der Bezirk Neubrandenburg enthielt 1965 immerhin noch 165 Großsteingräber. Ihre Erhaltung bis in die Gegenwart war das Verdienst von Denkmalpflegern, wie sie durch Carl Hainmüller repräsentiert wurden.

Bis ins hohe Alter mit 80 Jahren unternahm Hainmüller noch ausgedehnte Fußmärsche. Dabei hatte er stets die Pfeife in Brand, die jedoch meist durch einen sich immerfort neu bildenden Tropfen an der Nase gelöscht wurde. Oft lagen die Interessen des Vorgeschichtlers im Widerstreit mit denen des Entomologen, wenn er ein Insekt entdeckte, das in seinen Sammlungen noch fehlte. Er hinterließ dem Maltzaneum bei seinem Tode eine Sammlung von 210 Kästen mit 55 000 Präparaten. Die Krönung seiner entomologischen Arbeit war die Entdeckung einer bis dahin unbekanntes fossilen Wasserwanze in einem Gesteinsabdruck, die nach ihm benannt wurde: *Lias ocosis hainmülleri*. Still und bescheiden wie er es immer war ging er am 12. 9. 1956 aus dieser Welt^{22), 23)}.

Neben den vorgeschichtlichen Fundorten gab es eine große Zahl an geschichtlichen, insbesondere baugeschichtlichen Denkmälern, denen besondere Aufmerksamkeit zu widmen war. Dazu zählten beispielsweise die seit dem Mittelalter als Ruinen vorhandenen „wüsten“ Kirchen so bei Dambeck, Rambow und Falkenhagen, um die sich manche Sagen rankten. Dazu zählten auch mehrere Herrenhäuser, die baugeschichtlich interessant waren. Zu erwähnen wären in diesem Zusammenhang besonders die Schlösser von Basedow und Ulrichshusen. Das Schloß zu Basedow, früher Besitz der Familie Graf Hahn, war in wesentlichen Teilen ein Renaissancebau aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, wobei Teile des Schlosses sehr wahrscheinlich noch wesentlich älter waren. Das „Wasserschloß“ Ulrichshusen wurde Ende des 16. Jahrhunderts errichtet (Abb. 5). Leider ist die Substanz dieser Bauten inzwischen stark verfallen. Ein geschichtliches Kleinod war auch zum Beispiel der Pfarrhof von Ankershagen. Hier stand die Wiege von Heinrich Schliemann (Abb. 6). Diese Aufzählung ließe sich noch sehr viel weiter führen. Wenn später die Menschen die erhalten gebliebenen Sehenswürdigkeiten bewundern, bleibt dies der schönste Lohn für die sehr mühevollen Arbeit des Denkmalpflegers. Carl Hainmüller hat sich mit seiner Arbeit selbst ein Denkmal gesetzt.

Naturschutz

Die Arbeiten für den Heimatschutz fanden im Naturschutz eine sinnvolle Ergänzung. Durch den Standort des Maltzaneums lag der Schwerpunkt der Tätigkeit im Raum der mecklenburgischen Großseenkette. Besonders die Müritz bestimmte mit ihrer Ausdehnung die Landschaft. Wenn im Herbst und Frühjahr die Stürme über das Land tobten, entstanden stimmungsvolle Bilder (Abb. 7). Während Carl Hainmüller bei der Denkmalpflege und Entomologie das Gesicht des Maltzaneums prägte, war es Karl Bartels, der für die Tierwelt und den Naturschutz diese Rolle übernahm. (Abb. 8). Geboren am 29. Juni 1884 in Teterow trat Karl Bartels nach Absolvierung der Realschule zunächst in den Dienst der Postverwal-

²⁰⁾ Ders. (1957): Der mittelalterliche Wohnplatz Stinhorst bei Waren. Jb. Bodendenkmalpflege Meckl. 5:7-24

²¹⁾ Ders. (1958): Ein Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit bei Waren. Ebenda 6:67-86

²²⁾ Hainmüller, C. (1928): Ergänzungen zur Käferfauna Mecklenburgs. Arch. Nat. Meckl. NF 3:40-43

²³⁾ Wendt, A., u. Müller, F.P. (1958): Carl Hainmüller. Arch. Nat. Meckl. NF 4:1

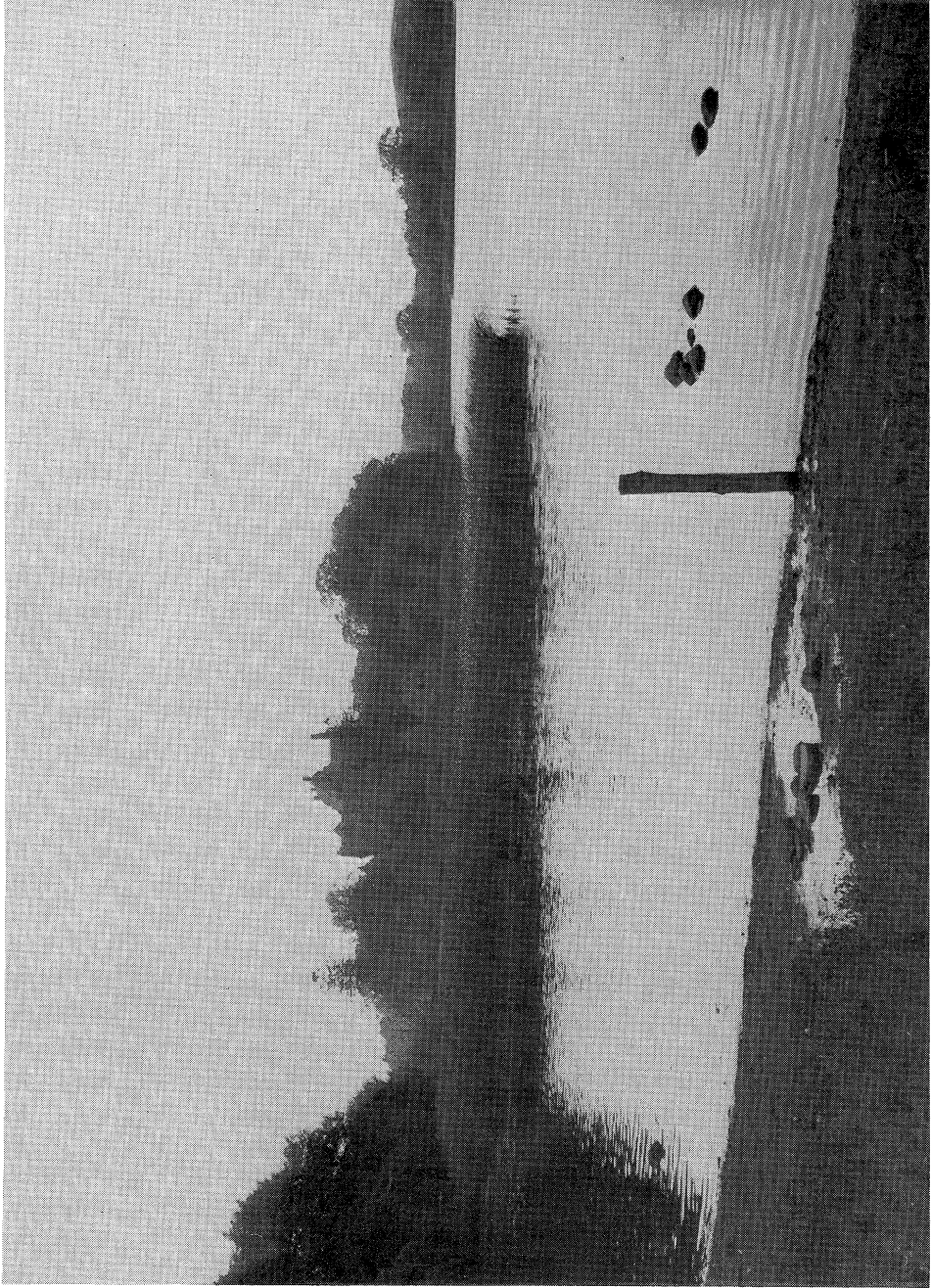


Abb. 5: Das alte „Wasserschloß“ von Ulrichshusen bei Waren (Foto Verfasser)



Abb. 6: Der Pfarrhof von Ankershagen bei Penzlin – Das Geburtshaus von Heinrich Schliemann (Zeichnung Verfasser)

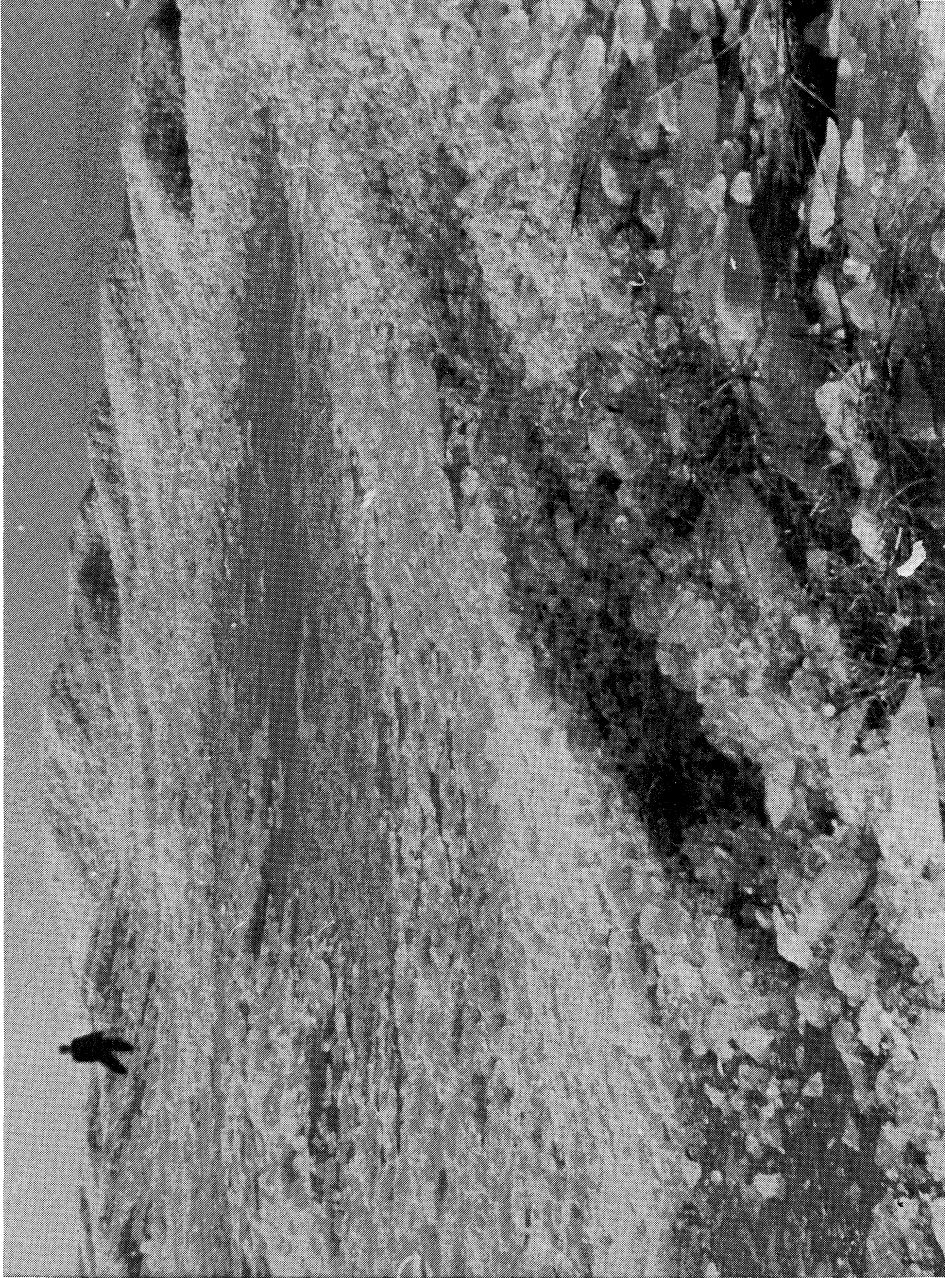


Abb. 7: Eisgeschiebe am Ostufer der Müritz im Frühjahr nach anhaltendem Weststurm (Foto K. H. Moll/Waren)

tung. Von Röbel übersiedelte er 1912 nach Waren und war ab 1923 bei der Finanzverwaltung als Steuerinspektor beschäftigt. Schon früh kam er mit der Wandervogelbewegung in Berührung. Das Leben in dieser Bewegung entsprach seiner Liebe zur Natur. In Waren fand er schnell Anschluß an den Kreis Gleichgesinnter und gründete mit ihnen den Bund für Heimatschutz. Karl Bartels war kein Stubenhocker. Jede freie Minute war er „draußen“. Mit Rucksack und Fernglas durchwanderte er die Müritzlandschaft. Auf seinen Streifzügen fand er viele Sehenswürdigkeiten, die oftmals durch menschlichen Unverstand oder Vorsatz zerstört worden waren. So kam es, daß aus dem Wandervogel schnell ein Naturschützer wurde ²⁴⁾.

Unermüdetlich war er fortan unterwegs. Seine ganze Freizeit opferte er dem Naturschutz. Dr. Klose, der Leiter der Reichsnaturschutzstelle schrieb anlässlich einer Pfingstexkursion Berliner Naturschützer unter Bartels Führung über ihn: „... die Fülle der Natureindrücke übertraf alle Erwartungen, doch blieb nach einhelligem Urteil die schlichte und doch starke Persönlichkeit des Leiters das eindrucksvollste und nachhaltigste Erlebnis ..“. Eine enge Zusammenarbeit pflegte Karl Bartels mit der Forstabeilung des Ministeriums in Schwerin. Der bekannte mecklenburgische Forstmann, Georg von Arnswaldt schrieb 1940 ²⁵⁾, daß der Kreis Waren bei der Erfassung der Naturdenkmale an der Spitze stehe. Karl Bartels hatte in 119 von 155 Gemeindefeldmarken 2171 „Einzelschöpfungen“ unter 883 Nummern für das Denkmalbuch ermittelt. Darunter waren 279 Eichen mit einem Durchmesser von mehr als 5 Meter. Die beiden stärksten Eichen in Rothenmoor wiesen 9,0 und 9,3 m auf. Darunter waren ferner 73 starke Buchen mit einem Durchmesser von über 4 Meter. Die stärkste Buche Mecklenburgs mit 9,6 m Umfang stand bei Klein-Gievitz (Abb. 9). Die stärkste Linde mit 12 m Durchmesser (in Brusthöhe gemessen) befand sich in Kotzow bei Rechlin. Erwähnenswert ist auch die Eibe im Pfarrgarten zu Jabel mit 4,2 m Umfang, die zu den stärksten ihrer Art in Deutschland zählt. Das Alter dieses Baumes wird auf etwa 250 Jahre geschätzt ²⁶⁾. Karl Bartels fand weiter eine Platane mit einem Umfang von 6,0 m und einen Wildbirnenbaum mit 4,3 m Durchmesser. Hinzu kamen noch viele Findlinge, die er in das Denkmalbuch eintrug.

1940 waren durch Karl Bartels darüberhinaus im früheren Kreis Waren durch 250 Eintragungen bestimmte Landschaftsbestandteile geschützt. Das besondere Interesse des Kreisnaturschutzbeauftragten galt den Naturschutzgebieten. Im Reichsnaturschutzbuch des Jahres 1940 waren aus der mecklenburgischen Großseenlandschaft die Schutzgebiete „Hellgrund bei Klocksinn“, der Mönchsee bei Wredenhagen südlich von Röbel und das Gebiet „Nonnenhof“ am Tolense-See südlich von Neubrandenburg erwähnt. Der „Hellgrund“ war als botanisches Schutzgebiet ausgewiesen. Seine Unterschutzstellung erfolgte am 13. 10. 1939. Es handelt sich um ein Erosionstal im oberen Peenegebiet südwestlich des Malchiner Sees ²⁷⁾. Besonders bekannt ist dieses Gebiet durch das gehäufte Vorkommen des Riesenschachtelhalms (*Equisetum telmateja*). Die Unterschutzstellung des Mönchsees konnte Bartels am 4. 1. 1940 erreichen. Hier handelte es sich um eine Vogelfreistätte, die besonders durch ihre großen Kolonien an Lachmöwen, Seeschwalben und Tauchern bekannt war. Daneben brüteten auch seltene Arten in den Schilfdickungen dieses Sees wie die Kolbenente und die Zwergrohrdommel.

Ein Schutzgebiet jedoch fehlte in dieser Liste. Es war die sogenannte Vogelfreistätte „Müritzhof“. An sich hatte Bartels für sie bereits am 8. 7. 1931 eine Unterschutzstellung erreicht. Dieses Gebiet am Ostufer der Müritz war Karl Bartels seit langem ans Herz gewachsen. Jahrelang hatte er hier für den Schutz der See- und Fischadler gekämpft ²⁸⁾. Seit 1912 durchstreifte er ständig diesen Raum. Das Aussterben des Uhus, der größten

²⁴⁾ Kretschmann, K. (1957): Karl Bartels. Neue Meckl. Monatsh. 2:134-141

²⁵⁾ Von Arnswaldt, G. (1940): Aus der Arbeit des Naturschutzes in Mecklenburg. Z. Heimatb. Meckl. 35(2):33-42

²⁶⁾ Fukarek, F. (1967): Zum Vorkommen der Eibe in Mecklenburg. Naturschutzarb. Meckl. 3:25-30

²⁷⁾ NN. (1970): Handbuch der Naturschutzgebiete der DDR. Leipzig, Bd. 1, p. 227-245

²⁸⁾ Deppe, H. J. (1977): Die Wohld. Carolinum 42:51-63



Abb. 8: Karl Bartels mit seinem Edelmarder „Hansi“ im Garten des Maltzaneums (Foto F. Sudrow/Waren)



Abb. 9: Die stärkste Buche Mecklenburgs am Kalkofen bei Klein-Gievitz (Foto L. Jeschke/Greifswald)

einheimischen Eule, konnte er nicht verhindern. Sein jahrzehntelanger Kampf für die Adler wurde aber endlich belohnt. Gemeinsam mit anderen mecklenburgischen Naturschützern gelang ihm die Erhaltung des Bestandes. Entscheidend für die Entwicklung von „Müritzhof“ wurde jedoch das Verhältnis zwischen Karl Bartels und dem Besitzer des Waldgutes Speck an der Müritz, dem preußischen Staatsrat Dr. Herrmann. Zunächst begrüßte Dr. Herrmann die Schutzbestrebungen von Bartels und gab auf seinen 6330 ha großen Besitzungen Speck, Schwarzenhof und Federow den Adlern vollen Schutz. Dr. Herrmann hatte auf seinen Besitzungen einen großen Wildpark eingerichtet, in dem er interessante Experimente unternahm. So gelang ihm der Aufbau eines Elchbestandes (Abb. 10), während ein gleicher Versuch in der Schorfheide unbefriedigend verlief.

Leider kam es bald zwischen beiden Männern zu schwerwiegenden Zerwürfnissen. Karl Bartels hatte zusammen mit Dr. Landzettel eine Unterschutzstellung des Koppelgeländes um den „Müritzhof“ erreicht. Dem gingen lange und mühevoll Verhandlungen mit der Warener Weidegenossenschaft voraus, wo alle Mitglieder ihre Zustimmung geben mußten. In den Jahren 1937 und 1938 wurde Bartels dann Zeuge, wie eine große Jagdgesellschaft darunter der sogenannte „Reichsjägermeister“ Hermann Göring und der Besitzer von Booten aus und am Land in der Dunkelheit mit Scheinwerfern (!) auf die am Müritzufer versammelten Saatgänse eine wilde Schießerei veranstalteten. Dies führte zum Eklat. Der kleine Naturschutzbeauftragte ließ geharnischte Proteste los. Es kam zu einem ausgedehnten Papierkrieg. Da Dr. Herrmann „den längeren Arm hatte“, verhinderte er die Aufnahme von Müritzhof in das Reichsnaturschutzbuch. Karl Bartels hat mir später diese unerfreuliche Angelegenheit geschildert. Wenn er nach Schwerin ins Ministerium zu Forstmeister von Arnswaldt kam und ihm sein Leid klagte, hob dieser die Arme beschwörend in die Höhe und rief verzweifelt: „Hören Sie auf. Sie wissen, daß Dr. Herrmann mächtige Freunde hat! Ich kann nichts machen, so gerne ich möchte“. Doch auch hier blieb Bartels bei seinem Kampf nicht allein. Neben Forstmeister von Arnswaldt in Schwerin, der ihn behutsam deckte, halfen ihm Dr. Klose von der Reichsnaturschutzstelle und Landrat Mulert in Waren. Dieser ungleiche „Krieg“ führte jedoch dazu, daß die eigentliche Schutzzerklärung für „Müritzhof“ erst am 9. 12. 1949 erfolgen konnte.

Mit der Schutzzerklärung im Jahre 1949 wurde das Gebiet unter Einbeziehung großer Teile der Gemarkungen von Federow, Schwarzenhof, Speck und Boek auf 6000 ha erweitert. Zum großen Teil handelt es sich jedoch hierbei um künstlich begründete Forsten, die im eigentlichen Sinne nicht alle die Bezeichnung Naturschutzgebiet verdienen. Kerngebiete des Reservates sind das „Paradies“ bei Speck, das Koppelgelände von „Müritzhof“ sowie die Specker-Seen, der Rederang-, Warnker- und Moorsee mit ihren Uferzonen. Bei der späteren Entwicklung des Schutzgebietes unterlief Bartels leider eine verhängnisvolle Fehleinschätzung. Er wollte „Müritzhof“ als Biologische Station ausbauen. Dazu wurde das von ihm bereits in den 20er Jahren gekaufte Gebäude am Spukloch aufgestockt. Es handelt sich um den alten Pferdestall der Ziegelei. In diesem Zusammenhang bereitete ihm das Weidevieh reichlichen Verdruß, da es einen Teil der Gelege der Bodenbrüter alljährlich zerstörte. So reifte in ihm der Entschluß, die Einstellung der Beweidung herbeizuführen. Obwohl das Unterfangen gut gemeint war, ergaben sich schlimme Folge für das Gebiet. Das Vieh hatte durch jahrzehntelange Beweidung erst den Biotop geschaffen, der den Reiz und den Artenreichtum von „Müritzhof“ ausmachte. Wie bei den Heidschnucken in der Lüneburger Heide war in „Müritzhof“ die Beweidung für die Erhaltung des Biotopes eine unabdingbare Voraussetzung. Naturschutz muß auch in „unnatürlichen“ Gebieten betrieben werden²⁹⁾. Vergeblich warnten Kenner der Materie, wie Prof. Scamoni von der Forstakademie Eberswalde, vor dem Vorhaben. Als ab 1952 die Beweidung nach und nach aufgegeben wurde, stellten sich die Folgen alsbald ein. Das Koppelgelände vergraste und verschilfte rasch. Auf den trockeneren Flächen bildeten sich durch Baumanflug Dickungen aus Birken

²⁹⁾ Deppe, H. J., u. Weidemann, H. L. (1963): Naturschutz in unnatürlichen Gebieten. Naturparke, Stuttgart 14(28):12-16

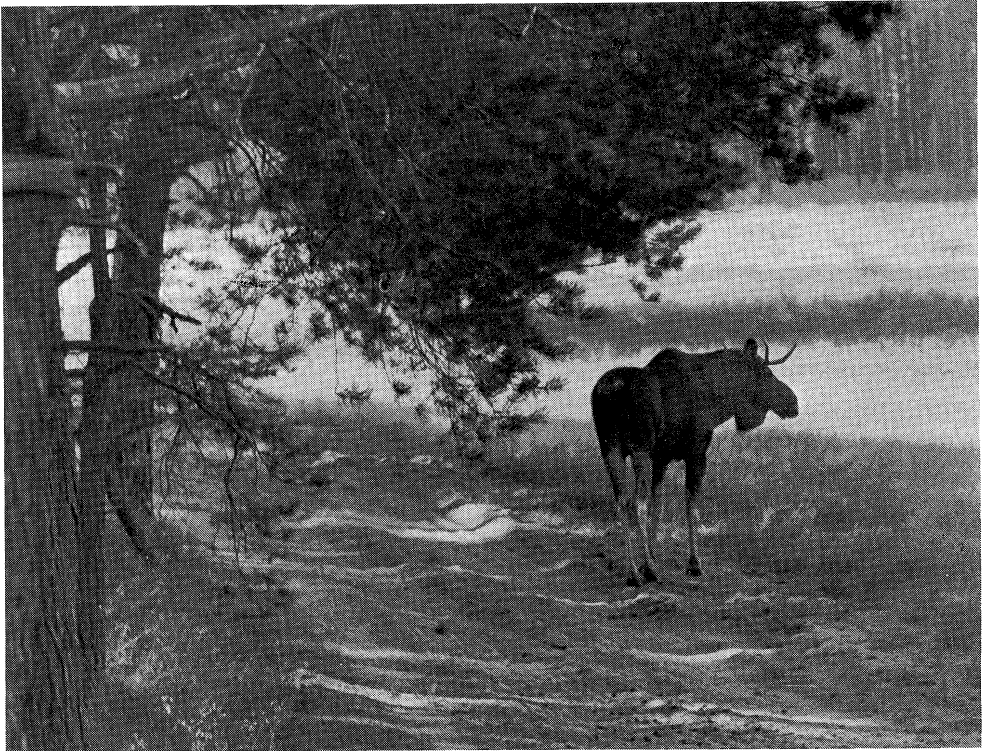


Abb. 10: Elch am „Weißen See“ im ehemaligen Wildgehege des Waldgutes Speck am Ostufer der Müritz im Jahre 1936 (Foto H. Wegener/Pforzheim)

und Kiefern. Zahlreiche Brutvögel, insbesondere die selteneren Arten wanderten ab. Diese Entwicklung bedrückte Bartels sehr. Noch in seinem letzten Lebensjahr gestand er mir seinen Irrtum ein und machte Vorschläge, um durch Mahd oder Fällung den alten Zustand wieder herbeizuführen. Doch erschien dies nunmehr alles bereits zu teuer. Erst Prof. Dathe vom Tierpark Berlin hatte die rettende Idee, eine Beweidung mit anspruchslosen schwedischen Fjällrindern aufzunehmen. Die Aufnahme einer normalen Beweidung, wie sie vordem bestanden hat, war aus verschiedenen Gründen nicht mehr möglich. Bei diesem Experiment scheint sich nunmehr nach längerer Anlaufzeit ein Erfolg abzuzeichnen. Somit bleibt die Hoffnung, daß das Lebenswerk von Karl Bartels in seiner Substanz gerettet werden kann.

Wenn der Besucher heute durch das großräumige Naturschutzgebiet am Ostufer der Müritz fährt (der Weg von Boek nach Speck über Priesterbäk ist für den öffentlichen Verkehr freigegeben), kann er interessante Beobachtungen machen. Ein Kuriosum ist die Vorliebe der Fischadler, ihre Horste auf den Hochspannungsmasten der Überlandleitungen zu errichten. An sich vom Übel in einem Naturschutzgebiet, erfüllen die Masten in diesem Falle eine wichtige Aufgabe. Die Horste der Fischadler an der Spitze der Masten sind vor Bodenraubwild sicher. Bis zu 11 solcher Horste sind auf den Masten in den Gemarkungen Speck, Schwarzenhof und Federow zu zählen. Andererseits dürften die Hochspannungsleitungen bei eventuellen Wiedereinbürgerungsversuchen für den Uhu ein schwerwiegendes Problem werden, da viele Uhus an derartigen Leitungen bisher verendet sind.

Am 24. 1. 1957, kurz nach dem Ableben von Carl Hainmüller, verstarb Karl Bartels in Waren. Fast 40 Jahre Arbeit für den Naturschutz haben einen reichen Segen gebracht. Das Wirken dieses Idealisten werden Generationen nach ihm noch zu schätzen wissen, wenn sie

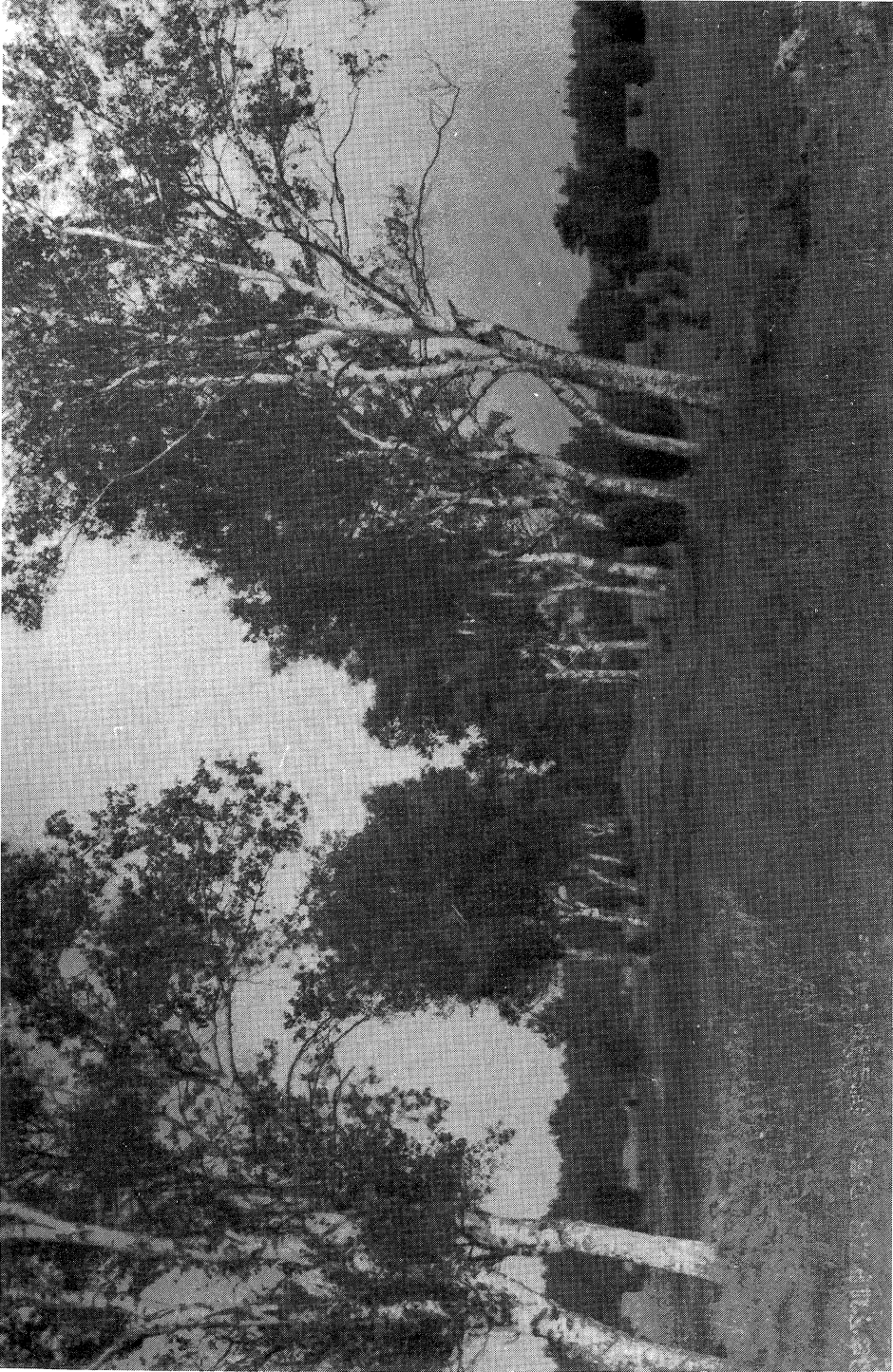


Abb. 11: Heideweg bei Boek am Ostufer der Müritz (Foto P. Boldt/Waren)

merken, wie wichtig die Erhaltung der Natur ist. Wenn die Natur verödet, erlischt auch der Lebenswert für den Menschen. Karl Bartels wußte um diese Zusammenhänge. Er sprach nicht viel darüber. Aber es bedarf des selbstlosen Wirkens solcher Idealisten, um die Mitmenschen immer wieder warnend darauf hinzuweisen, daß zwar schon viel (fast zuviel) gesündigt worden ist, daß es jedoch noch nicht zu spät ist. Karl Bartels hat als Mitarbeiter des Maltzaneums sein Leben lang für diese Idee gearbeitet und wo es nötig war, auch gekämpft. Es war ein erfülltes Leben.

Rückblick

Meine erste Begegnung mit dem Maltzaneum erfolgte 1940, wo ich als Volksschüler mit meiner Klasse das Museum besuchte und Carl Hainmüller uns führte. Im Spätherbst des Jahres 1945 begann dann Karl Bartels interessierte Oberschüler für die Mitarbeit im Maltzaneum zu werben. Er brachte einen kleinen Kreis von Schülern zusammen, die mit Begeisterung und viel Idealismus sich ans Werk machten. Die Vielfalt der naturwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Aufgaben beschäftigte uns fortan. Das Maltzaneum wurde für uns zur zweiten Schule, die uns viel für das spätere Leben gegeben hat. Stets fanden wir eine verständnisvolle Anleitung. Schnell wurden wir zu eigenem Handeln erzogen, mußten Umsicht und Genauigkeit walten lassen und wo es erforderlich war, auch improvisieren können. Lange Abende verbrachte ich (oft im Mantel gehüllt denn Kohlen zum Heizen waren knapp) bei den summenden Licht einer alten Petroleumlampe in der Bibliothek. Hier hatte man Muße, die Bände des Archivs des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg oder des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zu studieren. Dabei stellte man dann erstaunt fest, daß es im vorigen Jahrhundert in Mecklenburg Invasionen von Wanderheuschrecken gegeben hat, wie man sie heute nur noch aus Afrika kennt. Oder man las die grausame Geschichte von dem Ritter „Henning Bradenkierl“ auf Ankershagen. Auf den langen Wanderungen oder bei Grabungen erzählte dann Carl Hainmüller von seinen Untersuchungen auf dem Burgwall im Feißnecksee, einem Ort, an dem sich Sage und Geschichte vermischen. Prof. Wossidlo hat in seiner Sage über die „Unerird'schen“ im Nesselberg bei Waren berichtet, daß früher eine Brücke über den See zum Burgwall geführt haben soll. Hainmüller hat die Reste einer langen Brücke später aufgrund von Angaben der Fischer gefunden ³⁰⁾.

Die Nachkriegsjahre 1945/46 waren eine schlimme Zeit. Oft hat uns dann Carl Hainmüller bei einer Grabung einen seiner selbst gefangenen und geräucherten Barsche gegeben. Dies war zur damaligen Zeit eine regelrechte Delikatesse. Heute schütteln meine Kinder verständnislos den Kopf, wenn ich ihnen diese Begebenheit erzähle. Sie kennen es nicht anders, als das der Selbstbedienungsladen nebenan stets in seinen Regalen überquillt. Wir wissen jedoch noch, daß es auch anders sein kann. Diese schmerzliche und lehrreiche Erfahrung haben wir der heutigen jungen Generation voraus.

Die vielen Exkursionen mit Karl Bartels werden mir in dauernder Erinnerung bleiben. Von 1945 bis 1952 haben wir in langen Fußmärschen die Müritzlandschaft durchwandert. Karl Bartels versuchte auch, durch die Besichtigung anderer Gebiete unseren Horizont zu erweitern. So organisierte er Fahrten zur Vogelwarte Hiddensee und zum Vogelschutzgebiet Langenwerder bei der Insel Poel. Fast an jedem Wochenende waren wir in „Müritzhof“. Immer wieder nahm uns diese urwüchsige Landschaft gefangen. Wohl keiner kann die Eindrücke aus diesem Raum besser wiedergeben wie die Dichterin Elisabeth von le Fort, die selbst lange Jahre in Boek gelebt hat ³¹⁾. Sie schrieb über diese Landschaft, in der Karl Bartels so gerne mit seinen Jungen wanderte (Abb. 11):

³⁰⁾ Wossidlo, R. (1927): Mecklenburgische Sagen. In: Führer von Waren und Umgebung. Hrsg. Verkehrsverein Waren, p. 59-76

³¹⁾ Von le Fort, E. (1935): Am Ostufer der Müritz. Meckl. Monatshefte 11:477-479

„... Schwer können Worte das Wesen dieser Landschaft schildern, denn diese Landschaft selbst ist eine große Dichterin, deren höchste Kunst im Unausgesprochenen liegt, sie redet im Schweigen und gibt, während sie sich zu versagen scheint. Sie ist dunkel und licht, voll geheimer Trauer und voll gelassener Heiterkeit, melancholisch wie der Schrei der Wildgänse, die im Herbst in langen Zügen über den See ins Abendrot segeln, hell wie die Birkenallee, die durch das einsame Weideland tänzelt, süß wie der Duft ihrer Pappeln im Frühling und herb wie der Nebel über dem Schilf. Sie hat weite Flächen, in denen sie, die dem Menschen abgewandt ist, noch hervorbringen darf, was ihr gefällt und nicht, was der Mensch von ihr fordert. Diese Landschaft trägt den Stempel unendlicher Weite und ist doch voller Heimlichkeit, wie ein trauliches Zimmer im Abendlicht, sie gibt das Gefühl der Geborgenheit. Sie hat den Frieden der Weltferne. Sie ist voller Geheimnisse und voller Ahnungen. Ihre Luft, feucht wie Meeresluft, ist wie das Streicheln einer linden Hand. Hier ist noch ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag ...“

Appassionata

Es hat den Herrgott ergetzt,
Daß er des Menschen Herz
Zuinnerst in seine Schöpfung gesetzt.

Der Mensch aber
– Und das ist sein Abfall gewesen
Und vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen
Ist da zu lesen –
Der Mensch aber setzte mit vorschneller Hand
An des Herzens Stelle
Seinen Verstand
Mit Listen ein.

Da verlor alle Schöpfung den lichten Schein.

Setzt doch das Herz, das Herz
Wieder ein!

Hermann Claudius

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloß

Von Karl Hacker

Fortsetzung des im Heft 79, S. 47 erschienenen Abschnitt II, Dener un Soldat

Ut miene Militärtied.

En-s goden Dags, dat güng all scharp up den Harwst to, kreg ik dörch de kaiserliche Reichspost en amtliches Schrieben tosteltt, dor stünn in, dat ik mi an den-n 16. Oktober morgens Klock säwen up denn Kasernhof in Nigenstrelitz infin-n süll, ik süll mit den-n Rekrutentransport nah Colmar in-n Elsass verfracht-t warden. Ik kreg -nen bannigen Schreck: irstlich äwer dissen korten militärischen Ton, in denn dat Schrieben holl-n wier, twetens äwer de korte Tied, de mi noch in min schöne warme Stell- güntt wier un drüttens öwer dat wiede En-n, wat se mi in de Welt rinschicken wull-n. De Försprak von de Baronin had also doch nich hulpen. In de Schol had ik dat woll liehrt, dat Colmar -ne Stadt in Elsass wier, dat Elsass un Lothringen Reichsland wieren, äwer wat güng mi dat an? Ik wier jo in Mecklenborg, wat frög ik nah de französisch Grenz! Un nu mit einmal süll ik dor min Kommissstied afdenen. Dat oll amtlich Schrieben wier hellischen kort un- düttlich affat dor gew dat nicks an to ditteln. As ik mi en beten von min-n iersten Schreck verhalt had, güng ik mit dit Schrieben nah min-n nächsten Vörgesetzten, Fru Höhning, räwer. „Vörgesetzter? Fru Höhning? ward ji fragen, is denn ne olle Fru ok en Vorgesetzter?“ „Jawoll, min Herrschaften, min direkte Vörgesetzte wier noch ümmer Fru Höhning, wenn ik ok mit min sößteihn Johren, wo ik unner ehr Fuchtel kem, menniges Mal Revolutschon makt hew-, se behöl ümmer Recht und dat letzte Wurt let se sich nich nehmen, wiel se sich hinner min egentliche Herrin ümmer verstecken künn un de Weg stünn mi nich ümmer apen, na, un twe Hun-n bieten doch toletzt en-n Hasen dod. Nu wier ik äwer all twintig Johr olt, süll Saldat warden, sogar bi de Jägers, nu kreg ik in de Ogen von diss beiden Frugenlud en-n lütten Schien von Männlichkeit, denn wenn de Wiewer irst blanke Knöp an en-n dämlichen Bengel sehn, denn glöben se jowoll, jeder Schapskopp kann General warden. As ik so beten benaut bi Fru Höhning in de Dör kem, set se in ehren Sorgenstohl un had -ne Tass Kaffee up den-n Schot un stippt sich dor en-n Tweback in. Kum kreg se mi to sehn, dunn markt se an min verdattert Gesicht, dat irgend wat verkiehrt wier. „Wat is Se passiert“ frögt se un ward ganz blass, „heb- n Se werrer wat intweischmeten? denn segg-n S' ehr dat äwer alleen, ik segg ehr nicks werrer, naher het dat, ik vertell- ehr alles!“ – Ik wier- „nämlich zum Beispiel“, as min Kolleg- Otto ümmer so schön seggt- en Pechvogel, allens, wat ut Glas örrer Puzellan wier, had bi mi man en kortes Leben, un ik künn Fru Höhning dat nich verdenken, wenn se glik up diese Gedanken kem, denn in so-n Fäll-n let ik de Uhren bannig hängen. Ik had hier kenen Menschen, den-n ik so-n Saken in de Schoh schuven künn, einmal had ik dat versöcht, äwer dat wier mi schlicht bekamen. Dat güng so to: Baben in dat Etzimmer stünn up dat Büffet en Tablett mit en grön Waterkaraff un söss Gläs-. Enes schönen Morgens, as ik so beten fix dor hantieren ded- denn vel Tied had ik morgens nich äwrig, wiel ik man siehr schwer ut de Posen fin-n künn, – dunn liggt en schönes grönes Glas kort und klen up de Delen. Ik verfierht mi en beten, awer un-n in dat grot Geschirrschapp stün'n jo noch söss Stük so-n Gläs, also fix run, Schapp up, en Glas rut, Schapp to, un rasch de Trepp rup, Glas hengestellt – un as Fru Höhning bi mi rinkek, denn se revidierte mi ümmer, ob ik ok ornlich Stoff wischen ded, dunn fläu-t ik all werrer en lustig Stükschen. Von diessen Dag an ä wer wier dat, as wenn de Düwel in de grön-n Gläs set: se güng-n weg as warme Semmel, dat durt gor nich lang, dunn müsst ik werrer hemlich Ersatz halen, bet enes goden Dags blos noch vier Gläs up dat Tablett stünn un ut dat grot Schapp ken Ersatz miehr to halen wier. Dat wier nu blot noch ne Frag von de Tied, denn müsst dat Gewitter mal inschlag-n. Un enes Dags schlöggt ok in. „Hier sind ja blos vier Gläser auf dem Tablett“, seggt Fru von Mollwitz, „das sieht schlecht aus, hast du die andern

unten?“ Dunnerkiel, wat kreg ik en-n Schreck, antwurten müsst ik äwer, ik säd also: „Ne, un-n had ik ken“. „Hast du denn die entzwei gemacht? Hör mal, das wäre mir sehr unangenehm!“ Nu füng ik denn gefährlich an to stamern: mi wier en runner fall- n, ik künn ok nich dorvör, un wat mi süss inföll. „Na, denn hol ein Glas rauf vom Geschirrschrank und bringe das andere auch rauf, was du noch unten hast“, seggt se to mi. Un ik dumm Klaas segg: „Jawohl!“ – un doh so, as wenn ik de Gläser halen will. Up de Trepp begegt mi Fru Höhning un seggt: „Wo will- n Se denn hen, Se sehen jo so verstürt ut?“ „Ach“, segg ik, „ik sall twe Gläs- halen“, un mak-, dat ik wierer kam un se geiht nah baben. „So“, denk ik so bi mi, „wat dit woll ward?“ Nah ne Wiel gah ik denn as de dür Tied worrer nah baben und gah in de Stuw rin, wo de beiden Frugenslud noch judizieren. „Wo hast du denn die Gläser?“ seggt Fru von Mollwitz. Ik stamer wat von „nich fin-n känen, dor wieren ken mieh“ un wat mi süss inföl. „Was?“ seggt Fru von Mollwitz, „keine Gläser mehr da? Kommen Sie mal mit, Frau Höhning und du auch“, seggt se to mi. As ik so hinner-de beiden Frugenslud hergüing, kemen mi wüchlich Mordgedanken, am lewsten had ik diss beiden Wiewer dat Genick ümdreih. Ik müsst nu dat Schapp upschluten un se füng-n beid an to söken, ä wer Gläs he-n se nich fun-n, de vier da baben in de Stuw wieren de letzten Mohikaner. Na, nu gew dat ne schwere Afriewung, von twe Sieden Brust dat up mi dal. As se beid nich mieh kü n-n, örrer nicks mieh wüsten, dunn glöwt ik, nu künn ik ok en-n Ton segg-n un schmet mit min klok Mul dormang: „Dat ik jo nich bloss allen in de Stuw to dohn had, un de Upsicht äwer dat Geschirrschrank had ik jo ok nich“. Na, dunn kreg ik dat noch mit Fru Höhning allen to dohn. Herrje, wat würd se falsch: „Von so- n dummen Bengel müsst se sich as olle Fru so wat segg-n laten, denn dat hürte sich jo an, as wenn se de Gläs intwei schmeten had!“ Toletzt kreg se dat Rohren un Fru von Mollwitz had man to dohn, dat se ehr man werrer still kreg un nu wier de Gelegenheit für mi günstig – ik treckt Pahl un makt, dat ik ut dissen Gewitterregen rutkem un as- t werrer up mi dahl gahn süll, dunn wier ik öwer alle Barg. So had Fru Höhning nich ahn Grund seggt: „Hew-n Se werrer wat intweischmeten?“

Ik had also min amtlich Schrieben in de Hand und säd: „Ne, Fru Höhning, mit das Intweischmieten is dat nu vörbi twe Jahr vörbi. An-n 16. Oktober möt ik morgens Klock säben up denn Kasernhof sien un denn geiht dat af nah Colmar.“ „Is dat wiet?“ fröggt se. „Na“, segg ik, „ik bün noch nich so wiet in de Welt rin west un Se woll ok nich, dat sünd woll an dusend Kilometer von hier dorhen“. „Ick meen, wovel Miel sünd dat?“ seggt se, „mit Kilometer wet ik nich Beschded, is dat hinner Berlin?“ „Na“, segg ik, „Se hew-n schöne Ahnung, dat is woll teihn mal so wied as Berlin!“ „Wat?“ schriegt se, „teihnmal so wiet as Berlin? Möten Se denn ok öwer dat Water?“ „Na, wat Se menen, nich, äwer ik führ binah äwer alle Flüß, de Dütschland hett“ segg ik. „Lewer Gott“, seggt se, „wer had dat woll dacht, dat Se so wiet weg Soldat spelen möten! Hew-n Se ehr dat all seggt?“ „Nee“, segg ik, „ik wull nu ruggahn un segg- n ehr dat“. „Ach Gott“, seggt se, „se hat sich jo ok vel öwer Se argern müsst, äwer ik glöw, ehr ward dat doch schnurrig vörkamen, wenn se sich werrer an en-n annern gewinnen sall.“ – As ik baben rin kem un Fru von Mollwitz dat Schrieben gew, güng dat Wunnerwarken von vörn los, äwer doch anners as bi Fru Höhning, denn se wier ne wietgereiste Dam, kennt bienah alle Länner von Europa un künn alle Sprachen spreken, bloss uns-Plattdütsch künn se nich. Se tröst mi denn un säd, dat ik in mien Lewn doch noch keen Gebirg- sehn had, nu kreg ik de Vogesen to sehn un dat kost mi ken-n Penning, anner Lüd geben vel Geld dorför ut, un dat had ik all ümsüss. Wat se mi säd, hürte sich all siehr schön an, äwer mi wull dat doch nich inluchten, denn ik süll rut ut Nigenstrelitz. All de Lüd, de dat god mit mi menten, süll ik twe lange Jahr nich sehn, süll morgens vor Dau und Dag ut dat warme Bett springen, exieren, turn-n, scheten un- wat süss noch all. Ne, ik künn ken Gefall-n an diese Gedanken fin-n. Un an denn 16. süll ik dorhen, wo an denn 17. de Landesherr Geburtstag fierte, wo dat ümmer hoch her güng in Nigenstrelitz. Morgens ierst dat grote Wecken: „Freut Euch des Lebens“ – dörch alle Straten, denn dat Fahnaflalen von dat Schloss, grote Parad, denn dat Karjolen mit all de herrschaftlichen Kutschen dörch de Stadt nah dat Schloss, wo en grotes Galadinee wier, wat de Landesherrn sien getreuen Stände gew, o, wat gew dat denn dor to rieken. Abends hadd-n de Soldaten öwerall in de Lokale en groten

Ball, wo se denn mit ehr Bruten to Platz kemen. Ok de Herr Majur kek denn öwerall en Ogenblick in, de Herren Hauptlud un de Herren Leutnants wieren bi ehr Kompanien un danzten flietig mit de Soldatenbruten. De „Mutter der Kompanie“, de Herr Feldwebel, danzt den iersten Walzer mit Fru Hauptmann un Herr Hauptmann mit „Frau Feldwebel“: „Du, du liegst mir am Herzen“ usw. Vör dat Danzen würd noch en Theaterstück upführt, meist wier de Stoff hierto ut de Kasernhofleben nahmen, mennigmal klappt de Sak siehr schön, mennigmal äwer ok nich, segg-n ded äwer ken Minsch wat, denn de Freud wier to grot, dat dat up en-n lütten Schwupper nich ankem. So mennigmal hew ik dat sehn, dat en saugrawen Untroffzier en ganz famosten Komiker wier, ümgekiehrt äwer ok späder erlewt, dat en berühmten Schauspeler en ganz miserablen Soldat wier. Bi sone Gelegenheiten kregen de Soldaten Urlaub bet to-n Wecken un von Dienst wier den annern Dag ken Red, dat het, bi weck Truppendede, bi weck wier dat ümgekiehrt. Bi uns in N. dürften sich de Kommandürs nich alltovel erlauben, denn de olle Landesherr dürft nicks von Schlieperie von sin Landeskinner to weten kriegen, denn let he sich denn Herrn Majur mal rupp kamen un denn wier he de längste Tied Bataillonskommandör in N. west. Also ok dit schöne Fest süll mi nu in de Wicken gahn, ik süll an den 16. all mit denn Transport afreisen. As ik dit all so bedenken ded, dunn müsst ik an „Hanne Knacken“ denken, von den-n Fritz Reuter vertellt, de ok lewer Schap höden wull, as in Schwerin bi de Artillerie denen. Wat wier dat schön för mi west, wenn ik enen Leidensgenossen hier in de Stadt wüsst had, de ok mit müsst, äwer ik wüsst nich enen. Abends an den 15. Oktober nehm ik denn Abschied von all mien betherigen Vorgesetzten, Fru von Mollwitz, Fru Höhning un all de annern Lud in Villa Marie, äwer ok von Frieda, denn ditmal güng mi dat nich so as damals in Pappelsdörp, dat ik grad de nich adschüs seggen künn, de ik am lewsten adschüs seggt had. Den annern Morgen güng ik to rechter Tied mit mienen lütten Kuffert los nah den Kasernhof. Disse Gang is mi dunn siehr sur worden, dat will ik gor nich strieden, un dat war ok woll de meistenen so gahn hebb-n, de ok diessen Gang gahn sünd, äwer as ik up denn Kasernhof kem, dunn stünn dor all en groten Hümpel jung Lud, de dat ok all so güng as mi, un dat is in so-n Lag ümmer -ne grote Beruhigung, wenn ener in sien Bedrängnis Leidensgenossen find- t. Vör uns up den Hof had sich de Herr Bezirksfeldwebel mit en por Gefreiten upbugt. Se stellten uns in 4 Glieder up un versöchten, uns den iersten Begriff von militärische Haltung un Ordnung bitobringen. Un jeder kreg en Reisdeck. Mittewiel kemen ok de Transportführers von dat Bataillon ut Colmar an: en Vizefeldwebel, vier Oberjägers un teihn Gefreiten un Gemeine, all in vulle Utrüstung un toletzt kem en groten Offizier up den Hof mit en rodes Gesicht un en Spitzbort.

De Feldwebel kommandiert: „Stillgestanden! Kopfbedeckung ab! Die Augen links!“ güng stramm up dissen Mann to un makt em sien Meldung. De Offizier segt: „Rührt Euch!“ un füng an, sich den Hümpel jung-n Lud to bekieken, frög den Feldwebel nah dit un dat, let de Transportführers up ehren Platz treden, wi makten „links um“ un up dat Kommando „marsch“ ging- t ut dat Dur nah den Bahnhof. Hier kregen wi niegen Towass mit den Tog, de von Waren kem, un nu künn de Reis afgahn. Wie führten nich öwer Berlin, uns – Reis güng öwer Wittenberge, Stendal usw. up Frankfurt am Main to, ümmer schön langsam, ä wer doch mit jeder oll lütt Statschon wierer von uns Heimat weg. As wi an den Harz vörbiführten, hinner Sangershausen, künn’n wi bet nah den-n Blocksberg kieken. Von den Blocksberg had- n wi jo alltosam all-hürt, dat an den 1. Mai de Hexen up en Bessenstehl nah den Blocksberg rieden deden un denn dor mit denn Düwel danzten, äwer an dissen schönen Oktoberdag seg de Barg gor nich dornah ut, as wenn he sich mit Hexen un Düwel bemengen ded. Öwerall gew dat vör uns wat Niegs to sehn, wat wi in Meckelnborg noch nich sehn had- n un dann güng dat Wunnerwarken los: „Kiek blos mal dor, Minsch, hest all mal sowat sehn?“ „Na, dat maken wi in Meckelnborg doch anners, dit is jo Dummtüg, wat de dor maken!“ Na, dit wier nu nich ümmer de Fall mit dat Dummtügmaken, äwer jeder denkt natürlich, so as he dat makt, is dat richtig. De meistenen von uns wiern noch niemals dörch en-n Tunnel führt un verfihrten sich nich schlicht, as dat los güng un se in en düster Loch rinführten, all Näslang kem so en Tunnel. So schunkelten wi uns den enen Dag so dörch, Middag had- n wi in Wittenberge kregen, Bohnen un Tüften un jeder en Stück Schwien-

fleisch, wenn dat so bi blew, dann müsst dat Soldatspelen jo Spass maken. Wenn ok de meisten von uns sich wat to eten mitnahmen had- n von Muddern, so gew dat doch veles, de von Muddern nicks kregen had- n örrer ken Mudder mihr hadd-n. Vel Minschenkenntnis had ik damals noch nich, äwer dat seg man doch jeden an den Näs an un an sien'n Antog, wat en Muddersöhning wier un wat en sülbständigen Jung wier, äwer ok dat seg ik, dat dor männigen Schlot mang wier. Hew ik doch bi dissen Rekrutentransport erlewt, dat twe örrer dre von unsen Transport allwegen Ungehorsam upschreb-n würden, wenn se ok man dumme Jungs wiern, se stün'n äwer unner militärische Gesetze un dat wier uns all vörlest word- n.

Wie kemen denn öwer Darmstadt, Heidelberg, Karlsruh un Rastadt, dunn bi Kehl un Appenweier öwer den Rhein. As wi den Rhein to sehn kregen, dunn süngen wi all los: „O du wunderschöner deutscher Rhein, du sollst ewig Deutschlands Zierde sein!“ Örrer: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, na, wi würden ganz gefährlich mutig, denn wi wiern jo all satt, gesund und jung un denen von uns is woll de Gedanke kamen, dat wi nah kum vierteihn Johr bewiesen stülen, ob wi de Kierls wier-n, as de wi uns dünkten. Nu kem Strassborg in de grote wiede Eben' mit dat schöne Münster, wat man noch lang sehn kann bi de Wiererreis-. Rechts von uns had-n wi nu all lang grote Barg mit un ahn Busch, düster und schartblag in de Fiern sehn. Nu güng dat Raden los, en säd, dat wier woll dat Rheinische Schiefergebirge. Alles lacht: „Mensch, wo büst Du in de Schol gahn? Hier is doch de Oberrhein!“ En anner säd: „Dat is de französisch Grenz, de heb-n se ganz un gor mit Böm beplant-t.“ Bet de en von de Transportführer säd: „Das sind die Vogesen, die werdet Ihr schon kennen lernen, besonders, wenn einer von Euch zum Jagdkommando kommen sollte.“ Nu wulln wi weten, wat en Jagdkommando wier, ob wi denn Hasen un Vöss scheten müssten? De Jäger lachte: „Ne,“ säd he, „Dat maken de Herrn Offiziers allen, äwer wi ward-n up twebenige Hasen un Vöss africht, de rode Büxen drägen!“ He vertellte uns nu, dat jede Kompanie en-n Offizier, enen Vizefeldwebel un twe Oberjäger und twintig Mann to dit Jagdkommando to stellen had-n un dorto hürten de Kompaniehun-n, de so africht wiern, dat se an en Halsband en Portmonnee had-n, in dat en schriftlichen Befehl rinnersteken würd un den dragen diesse Hun-n hen, wo se henschickt würd-n. Na, diss Geschichte künn wi all nich so recht begriepen, äwer später hewn wi dat bi Übungen un in-t Manöver erleewt, dat up diss Hun-n miehr Verlat wier, as up en-n dickfälligen Minschen. So üm Klock teihn an-n 18. Oktober kregen wi denn nu Colmar to sehn, un de Transportführers makten sich parat, so propper as möglich uttosehn, wenn se vör ehr Kameraden werrer to Platz kemen. De Tog führte langsam in de tämlich lange Bahnhofshall in un de Transportführer stegen ut, as he hollen ded. De grot Offizier mit denn Spitzbart makt en annern Offizier ne Meldung un nu künn wi all utstiegen. Wi had-n uns all beten stiew seten twe mal vieruntwintig Stunden, äwer wi wiern jo jung un wi wiern nu ok all nieglich, wo se mit uns hentornn würden. Up den Bahnstieg stünn de Bataillonsmusik un wull doch ok dat ihrige dohn, dat wi würdig empfangen würden. As de Tog werrer up-stellt wier het dat werrer: „Stillgestanden! Ohne Tritt marsch!“ De Musikanten spelten: „Ich schiess den Hirsch im wilden Forst,“ un wi marschierten mit Musik und forschen Tritt rinner in Colmar. De Jägerkasern wier nich wiet von den Bahnhof af an de Jngersheimer Strat, se sett sich tosam ut vier Gebäuden, so dat en Karreehof enstünn, up denn de Kompanien ümmer antreden. Dörch en düster Dur marschierten wi up dissen Hof ruppe un uns Führer kommandiert „halt!“ „Rührt Euch!“ „Gepäck hinsetzen!“ Wi setten uns Kufferts dal un stünn nu dor as de Käuh, wen se dat nige Dur to sehn kriegen. De Transportleiters dreihten uns nu mit de Näs nah de Sied hen, wo de Bataillonsadjutant stünn un nu güng de Verdehlung an de einzelnen Kompanien los. Nah dat Alphabet würden wi uprapen un bi jeden Nam de Kompanie nennt, in de wi kemen. As ik rankem, het dat „erste Kompanie!“ Hinner mi kem noch en mines Namens, de kem to de twete. Nu güng en von de Feldwebel ran an den Adjutanten un flüstert em wat do. Ik müsst werrer vörtreden un de anner ok un müssten beid tuschen. Dissen Ogenblick wüsst ik nich, wat dit för mi bedüden ded för de nägsten twe Johr, äwer späder is mi dat klar worden, denn wier ik bi de ierste Kompanie blewen, denn wier veles nich passiert, wat mi siener Tied Koppwehdag makt hett. As uns Jägerschaft tosamm wier, dunn güng de Rekrutengefreiter mit uns nah uns Stuw

ruppe, dat wier 2 Treppen hoch. De Stuben legen all linker Hand von en groten hellen Korridor mit hoge Bogenfenstern. Glik in de ierste Dör mit de Nummer 63 güng he mit uns rinn un wes jeden sien Schapp, de all in en Reg- stünn, von-t Finster bet an de Dör. Wi wiern twölf Rekruten up dis Stuw, twe olle Lüd, twe Rekrutengefreiten, also sössteihn Mann in-n ganzen. An uns Schapp wier all de Nam von jeden an un ik les nu ton iersten Mal, dat ik nu Jäger Hacker I heten ded. Dat is en ganz komisches Gefühl, wenn en so ümdöfft is, wo he bet dorhen nicks von wüsst het, äwer ik kann woll seggen, ik wier ornlich beten stolz up mienen niegen Titel. Tom Nahdenken äwer leten se uns nich kamen, wi müssten uns Schapp upmaken, dor stünn en Etennapp in mit en Teller un en Lepel, mit dit Handwarkstüg müssten wi all ruttreden up denn Flur und dor stünnen wi, bet all de annern Jägerschaften ok rutertreden wiern un nu würden wi run nah de Kök bröcht, wo wi ut en groten Kätel uns Portschon Eten inhaut kregen, Bohnen un Tüften un en Stück Schwienflesch. Wi güngen mit unsen Schlag Eten werrer nah baben, sett'n uns an den'n Disch, un eten uns Middag tom iersten Mal in uns niege Heimat, an en-n Disch, an den'n wi twe Johr uns Middag eten süllen. Mi hett dat god schmeckt un ik kann ok seggen, dat mi dat Eten in de twe Johr ümmer god schmeckt het, denn de Kost bi uns Bataillon is ümmer god west, dat kann ik nich anners segg-n. Dat giwt äwer ümmer Minschen, de nich anners kän'n, se möten mäkeln un meistens sünd dat sone, de to Hus kum en Stück drög Brot hat heb-n, un son Schapsköpp gew dat ok bi uns. Wenn se Kaffee kriegen, denn müchten se lewer Schokolor, un wenn se Schwienflesch kriegen, müchten se lewer Rindfleisch, kriegen se Kommissbrot, den süll dat Koken sin, äwer dor würden diese jungen Herren nich nah fragt, wat se woll müchten, hier würd eten, wat de Kell gew, wer nich wull, de kühn dat ok blieben laten, äwer holen müsst sich jeder sien Eten, ob he dat et örrer en anner, dat wier glik. Ick sülwst hew ok nich ümmer min Napp uteten, äwer lerrig is-t ümmer wor'n, dor sorgt min Spindkolleg Max Wendt örrer Willem Evers vör.

Disse beiden Burschen had'n von ehr Muddern nicks mitkregen un künn ok in diss Tied nicks von ehr kriegen, sünd äwer beid nich verhungert, ne im Gegendel, se sünd beid in Colmar ierst stramme Kierls word-n! As wi uns Middag ut had-n, müssten wi uns Etengeschirr un-n up-n Hof an de Pump sauber spölen un in uns Schapp stell-n. Dunn kem de Herr Oberjäger un kek sich jeden von uns gründlich an, frög woher un wat he wier von Beruf, he sülwst wier von Hus ut en Discher, en Berliner Kind, hett sich manchen Witz mit uns makt, hett äwer ok männig enen schön afbösst un allens mit lachen Mun-n. Wi kregen noch enen Oberjäger, dat wier en geliernten Möller, dat wier ok en godmödigen Minsch, äwer den künn de Hauptmann nich besehn, wiel he kenen Minschen wat segg-n künn. De Rekruten wiern nah de Grött – in de Schappen verdelt. Ierst kem Baumann, dat wier ein Badenser Privatjäger, en schwarthörigen, schlackrigen Minsch, godmödig äwer leicht to reizen, blos he künn nicks utlusen, he wier de längst äwer ok de schlappst up de Stuw, un wegen sien hitzig Temperament het he mennigmal ne Jack vull Schlag besehn. He wull jeden narren, äwer künn nich verdragen, wenn em ener narren ded, un dat wier siehr oft de Fall, denn de ierst, de ümmer schlapp maken ded, wier uns Baumann, he hett in de twe Johr kenen Klimzug farig kregen un biet Gewehrstrecken säd he nah teihn mal Strecken all: Kasten! Un denn sien Sprak, dat wier för uns Meckelnbörger ümmer en Hauptspass, wenn he fuchtig würd un mit sien: „Herrgott sakra“ to Rum kem, he sprök dat „K“ ümmer as „Ch“ ut, he säd also nich „Klammer“, ne „Chlammer“ un nich „Karl“ ne „Charl“. In-n ganzen wier he äwer en lustigen Kamerad un het uns männig Stücken vörsung-n. Denn kem Mahler, en Jüngchen von säbenteihn Johr, äwer en kräftigen un tagen Jung, dat durte ümmer lang, bet he in-n Gang kem un Baumann künn lang narren, ihrer dat inschlog, äwer wenn-t kem, denn lewet he mit Baumann, as wenn he en Bünnel Flicker to hollen had! He wier ut Schwerin, redte siehr langsam un em is dat ierst siehr sur word-n, he künn un künn nich in denn Draff kamen, äwer he het't ok liehrt un is ümmer en goden Kamerad west. As drütter kem Max Wendt, en Schmädgesell ut Stolp in Pommern, en flämschen Bengel mit en borbarschen Schnurrbort, mit en Fell up dem Liwe as en Bull, denn heb-n se mal unner de Pump hat un sünd mit Schürbösten äwer em west, so, dat en anner Minsch gor ken Fell beholln had, he hett de ganze Gesellschaft wat utlacht. Max had ümmer mihr Apptit, as in sin Schapp in wier un an Geld un God had he blot de 22 Penning

Löhnung. Äwer hungern hett he nich brukt, wie heb-n ümmer beid tru tosamm holln un dunn künn ick mi dat leisten, dat ick en arm Kameraden mal en ganz Kommissbrot un oft min Abendbrot an em gew un lieckerst satt würd. Ja, dunn künn ik mi dat leisten, dat ik den'n ganzen Dag sössenpenning Zigarrn roken ded, de dunntomal all siehr god wiern, dat ik woll mal mien Exierpatronen nich in de Patronentasch had, äwer ümmer ne halw örrer ne ganz Zigarr.

Nu kem min Wenigkeit as vierte. As föfter kem Wetzl, en Apteker ut Rappoldsweiler, ok en Friewilligen, en fixen un kräftigen Bengel. Denn kem Pascher, en Bankfritz ut Schlesien, de äwer in Nigenstrelitz ansett wier bi de Jägers, diss wier woll von minen Johrgang de fixe Soldat, he künn god scheten, he turnte god, he exerzierte as en Pupp, he makte en saubern Gewehrgriff, he wier in de Instrukschonstunn god, äwer en-n Fehler had he, un de het dat mit sich bröcht, dat he bi-n dütschen Kommiss nicks word-n is. He süll en Sozialdemokrat sin, äwer dorvon wüsst ick jo nicks un had mi ok mindag noch nich dorüm kümmert, wecker politisch Partei bi'n Kommiss verbaden wier. Denn wier he grad, as wi afreisten, Vadder worn von en unehlich Kind un müsst enige Mal to Gericht in Colmar in sien Rekrutentied, un dat würd mit schew Mul ankeken, drüttens drög he sien Hoor ge-igelt un dat künn uns Hauptmann up denn Dod nich lied-n, allens müsst en-n Schedel dragen. Egentlich wier he mien best Kamerad, denn he wier woll de enigst, von den'n ick wat liehrn künn, denn he künn mihr as ik un he wüsst mihr as ik, äwer disse Freundschaft wier mi bald dür to stahn kamen, dat het späder, un dat kem so: Uns wiern bestimmte Lokale verbaden, wo wi uns nich blicken laten dürften, wiel dor de Sozis ehr Versammlungen hadd-n. En Sündagabend had-n de Patrollen dor twe Jägers faststellt, en wier Pascher, de anner von de ierste Kompanie. Na, dat würd-n groten Larm, uns Oll de wull standrechtlich vorgahn, dat in sien Kompanie so-n Schwienhund wier. Ik wier ganz verbast, denn ik wüsst nicks dorvon. Pascher würd von-n Platz afführt, rin in den Kahn. Nah den Dienst let mi de Feldwebel kamen nah sien Büro. As ik rin kem un „zur Stelle“ säd, dreiht he sich üm, schüchert den Kompanieschriewer rut un nu güng de Fragerie los: ob Pascher to mi von Politik red-t had, wat he seggt un vertellt had, ob ik wüsst had, dat he en Sozi wier! Ach, du lieber Gott, dat wiern all Fragen, up de ik keen anner Antwort gewen künn as: ne, von Politik had he to mi un to denen up de Stuw redt, ok had ik un kener wüsst, dat he en Sozi wier. „Ja, wat he denn ümmer vertellt had, wenn wi mal tosamm utgahn wiern?“ wull de Feldwebel weten. Ik würd nu rot, denn legen wull ik nich un de Wohrheit mügg ik nich seggen. De Feldwebel segt glik, dat ik verlegen würd, he frög indringlicher un säd: wenn ik de Wohrheit seggen würd, denn süll mi nicks gescheh-n, süss äwer würd ik ok inspunnt. Oh, wat kreg ik en Schreck. „Herr Feldwebel, wenn ich mit Pascher allein war, ob in der Kaserne oder auf der Straße, dann haben wir uns bloß von der Heimat und von den Mädchen erzählt“ säd ik. „Na, Sie können gehen,“ säd de Feldwebel, „was Sie mir gesagt haben, stimmt genau mit dem überein, was Pascher ausgesagt hat, aber den einen Rat gebe ich Ihnen: wenn P. wiederkommt, lassen Sie sich nicht außer Dienst mit ihm zusammen sehen, Herr Hauptmann sperrt Sie sofort ins Loch, verstanden?“ „Jawohl, Herr Feldwebel!“ säd ik un makt, dat ik ut de Stuw kem, denn mi wier doch all schweten wor-n bi dat Verhür, wat mien enigst blewn is in de Soldatentied. Dit güng noch mal vör P. glimpflich af, he würd bestraft mit fief Dag, wiel sich rutstelln ded, dat an den Abend gor ken Sozi red-t had, blot dat dat Lokal verbaden wier. -

De säbente up de Stuw wier Borgwardt, en Klutenpedder, en strammen Soldat un en bannigen Ringer. De Kierl schmet se alltosam dal, wenn wi uns mal wrangten. Denn kem Schwark, en Kellner, en fixen Kierl, de englisch un französch schnacken künn, äwer dorför ok schwack exiernn un scheten. Denn kem Willem Evers, en Forstarbeiter ut Radelübb, dat wier en Hauptkierl, äwer den wi uns vel lacht heb-n, he had äwer nu all den Tattrich un künn dat Gewehr nich still holl-n in-n Anschlag, de Mündung zittert rümmer as en Lämmerschwanz. Dat leg äwer nich doran, dat he dat Gewehr nich höllen künn, ne, ganz gewiss nich, denn de künn in - n Duranschlag stahn – friehändig stun'nglang stahn, he höl ümmer noch dat Gewehr in de glieke Lag. Ik hew dat einmal sehn, dunn had he ok schlicht schaten, dunn süll he

tausendmal dat Gewehr strecken un lud telln, dat is äwer den Vizefeldwebel Kröplin ihrer äwer wor'n as Willem. Wi hewn ok up de Stuw oft utprobiert, wer dat Gewehr am längsten in Anschlag holn künn, mit Willem kem ken mit, äwer dat oll Turn an'n Querbom, dat had he mächtig unner Wind, dor hüng he an as ne dodig Pogg. Uterdem wier Willem en oll'n Pechvigel, anner felen ok mal in den Dreck, dat würd, wenn drög wier, afbösst un alls wier god, Willem föl äwer ümmer in so wat rin, wat sich nich afbössten let. So güng em dat bi de Vereidigung. An den Nahmiddag von diessen Dag güngen wi mit uns'n Oberjäger un uns twe Enjährigen nah Türkheim, üm dit Fest dor to fiern. Wi wiern all nich an Wien gewöhnt un in'n Elsass is Wien billiger as Bier, de Enjährigen geben düchtig enen ut un wi had'n alltosam enen lütten sitten. As wi to Hus kamen, wier dat Tied, in dat Bett to krupen. Willem äwer müsst noch mal run nah de Latrin. Dor had he sich nu mit den 4. Rock schön bequem an de Wand leggt, de ümmer frisch teert wier un as he rupper kem, ahnt sien Seel gor nich, wo he utseg. Rock ut, Büx ut, rinn in de Fall. Den annern Middag müssten de 4. Anzüg vörwesen ward'n, dat se werrer up de Kammer kemen. As de Feldwebel nu Willem sienen Rock to sehn kreg, dunn röp he sich unsen Kammeroberjäger. Na, dit wier äwer wat för Corl, am lwesten had he em upfreten. Wat sprüng de Kierl vör Willem hen un her, de ok eben ierst to sehn kregen had, dat sien Rock so schwart utseg. Wat eigentlich dornah kamen is, wet ik nich mihr, äwer dat wet ik, dat Willem sich de ganzen twe Jahr nich alleen nah de Kamer rupperkriegen let, un wenn he en lumpigen Flicker to sien Drellhos hebb'n müsst, denn halt em en anner von uns en'n, he kreg ken. Un denn wier Willem bannig hinner den Branwien heer, sien Löhnung würd all den iersten Abend in Branwien umset't in de Kantin un negen Dag stünn he denn drög. De Enjährigen geben em woll hen un wenn mal 50 Penning, äwer se dürften dat ok nich maken, denn Willem wier ok en oll'n Krakehler un geröd bi so'n Gelegenheit leicht mit enen in Striet un Larm. Wenn wi Löhnungsappel had'n, denn müssten wi dat ümmer so inrichten, dat Willem nich in dat ierste Glied to stahn kem, denn bi de Gelegenheit würd ümmer in dre Glieder antreden un wer vörn stünn, kreg dat Geld vör dre Mann, also 6,60 M. Wenn Willem nu vörn stünn, denn kreg ken Minsch von em sien 20 örrer 30 Pfg. werrer, de he em lehnt had. Wenn ener von uns sich abends einen Schlag Tüften von de Käk halen ded, üm se sich to braden, denn dürft he nich von sien-n Spirtuskocker weggahn, denn Willem de söp, sobald he alleen wier, den Spiritus unner den Kocker weg.

Sien Spindnahwer wier Wilken, von denn nicks wierer to seggen is, as dat he sich to en Soldaten passen ded as de Schwieneigel to-n A . . . sch, as uns Oll ümmer säd. Nu folgt Bürschow, en Schlossergesell, en schwarthörigen und schwartögigen Stuker, de nich vel redte, äwer siehr leicht tohaut, äwer süss en Kamerad wier, up denn man sich verlaten künn. De letzt- wier Koch, en Bierbruer ut de Pfalz, vör denn se kenem Tschacko fin-n künn, he had enen bannigen dicken Kopp un seg ok süss as en Bierbruer ut. De säd ok nich vel, äwer wenn he in de ierste Tied anschnauzt würd, denn lepen em ümmer de Tranen de Backen dal. Dat heb'n se em äwer bald afgewöhnt. He stammte ut Säckingen. Dit wiern de Lüd, mit de ik dat ierste halw Jahr dagdäglich to dohn had. Nu kemen noch twe Enjährige hento, Brietsch un Simon, dat wiern all beid ken Kirchenlichter as Soldat, äwer se wiern nich hochnäsig, blot diss Brietsch, de künn mennigmal en beten dicknäsig dohn, wat em äwer bi Gelegenheit anstreken würd. Ik wet noch, dat wi enen Dag Besök kregen von unsen allerhöchsten Chef, dat wier Herzog Albrecht von Meckl. Schwerin. Worüm wi nu äwer grad mit schwerer Gepäck exiern sülln, wet ik nich, wier äwer so befallen, jeder kreg enen Sandsack un en Mursteen in den Dachs. Nu wier dat Tied, unsen Klokschieter Brietsch en Schäu- to rieten. Wi packten em twe Mursteen un twe Sandsäck in sien'n Dachs, wiel wi wüssten, wenn he in Galopp ankem, denn had he ken Tied mihr, sien Dachs uptoschnall-n. Also, he dat Diert bi den Kragen, rup up den Puckel un rut to-n Antreden. As he sich up sienen Platz as Flügelmann henstellt had, würd em de oll Dachs all drücken. He frög sienen Putzer, Max Wendt, wat denn dor all in wier hüt? De säd, dor wier dat in, wat befallen wier, dat had hüt jeder in. Wi güngen nu ruter nah den lütten Platz an de Strassborger Schossee un dor hett uns de Oll den Vormiddag de Pipp schön aftreckt. Brietsch had kenem drögen Faden an sin-n ganzen Liew un as wi glücklich to Hus wiern, nehm em Wendt dat oll Ding gliek up den Flur

af, dat he nich up den Gedanken kamen süll, he had duwwelt so vel inhatt as wi. Äwer Willem Evers künn dat nich uthollen, he müsst em nahropen, as he weggüng: „Wer hüt duwwelt Gepäck schleppt het, de ward dat woll weten!“ –

As wi uns Middag to Bost had- n, füng- n se glik wedder mit uns an to ahlacken, wi müssten angeben, wat wi an Bösten und Putztüg bi uns hadd- n, vör all-n: ob jeder en Tänenböst had-. Wat fehlen ded, mö-sst jeder sich in de Kantin köpen. Klöck dre stünn wi up den Turnhof hinner de Kasern, en langen Hof mit hoge Mur. Wi-würd- n nah de Gröt in en Glied upstellt un de beiden Enjähriken müssten ok an ehren Platz stahn, de wiern all in Uniform un würden up diessen Hof von en Oberjäger all siet den iersten Oktober beten torecht stukt, ik kann äwer nich behaupten, dat se in de Tied all wat begrepen hadd-n, se wiern genau noch do dumm as wi. Brietsch kem as Flügelmann, denn kem Wendt, denn ik, denn Wetzel un so de lange Reg- runner. As de Feldwebel un Oberjäger un Gefreiten dor noch mit uns rümeerstellten, dunn kem en tämlich groten und dicken Offzier up den Hof to gahn. He had de Mütz sihr scheef up den Kopp, sien Gesicht wir so brun as Ledder, he güng in lange Hosen un Interimsrock. De Feldwebel bröllt „Stillgestanden! Kopfbedeckung ab! Augen rechts!“ Wi makten uns Sak so god as wi dat liehrt had-n, äwer de Herr Hauptmann böltk uns glik an: „Hier sollt Ihr hersehn! Ich bin Euer König?“ De Feldwebel mell em nu, dat wi all dor wiern. He läd de Hand an de Mütz und säd: „Lassen Sie rühren!“ Nu füng he an uns dörchtoschieken, füng an den rechten Flügel an un kek sich jeden gründlich an, frög em, wi he heten ded un so wierer. Glik bi Wendt säd he: „Mach doch nicht so ein finsternes Gesicht, freu Dich doch, daß die Sonne scheint.“ Mi frög he ok nah minen Namen, dunn güng he wierer. Bi Pascher blew he werrer stahn: „Warum guckst Du mich denn so böseartig an, mein Junge?“ säd he, „ist Dir das nicht recht, daß Du hier bist, daß ich mir die Mühe machen will, aus Dir einen brauchbaren Menschen zu machen. Wenn ich Dich wiedersehe, hast Du Dir einen Scheitel gebürstet, verstehst Du?“ Dunn kek he denn Feldwebel an un wes up Pascher, de makt ne Bemerkung in sien Bok. As he uns all sehn had, würden wi werrer up uns Stuw leihnt un müssten nu stubenwies nah de Kamer rup un halen uns Uniform. Jeder kreg en Rock, en Hos, ne Blus-, ne Halsbin-n, en Poor Stewel, en poor Schnürschoh, en Koppelrem, ne Dienstmütz ahn Schirm, en Hemd un ne Unnerbüx. Jeder treckt sich nu sien Uniform an, weck lachten dorbi un weck leten dat Mul hängen, dat wier äwer ganz egal, denn dor kiehrt sich ken Düwel an, dat künn he hollen as he wull, blot dat Mul müsst he hollen, un dat hölen se all, jeder markt nu: mit dissen Antog treckst Du en annern Minschen an. Nu güng dat los mit Neihgeschirr, in jedes Stück, wat wi kregen hadd-n, müsst en Nam inneiht ward- n, ok in de Stewel un Schoh. Dat wier en bitterböses Stück Arbeit, allens güng noch an, äwer in de ollen dicken Schnürschoh bröken alle Nadel knass af, äwer mit Geduld un Spucke kregen wi dat ok farig. As de Oberjäger sich dat äwer beseg, schned he uns de Namen binah alltosam werrer rut, weck wiern scheef, weck wiern to hoch, weck to deep, na, dat wier ne Prünerie denn Abend, de reine Schnieder-un Schosterbod! Klock söben künn wi uns Pröhl bisied leggen, künn Abendbrot eten. Nu wiern wi äwer all sowiet mitenanner verbrödert, dat kener mihr an denn annern vörbischulen ded un wiern alltosam vergnögt mitenanner. As wi all satt wiern, dunn kreg uns de Gefreite vör un säd: „Einer von Euch hat nun Stubendienst und einer Wasserdienst, der Stubendienst hat dafür zu sorgen, daß die Stube immer sauber ist, er hat für den Ofen die Verantwortung, muß Brennmaterial raufholen, wenn der Fourier rausgibt, Petroleum für die Hängelampe holen, die Lampe morgens gleich anstecken sowie geweckt wird, er muß den Kehricht nach unten bringen an den bestimmten Ort. Der Wasserdienst hat dafür zu sorgen, daß morgens frisches Wasser zum Waschen vorhanden ist, das schmutzige Wasser nach unten schaffen, er muß Kaffee von der Küche für alle Mann holen, beide geben ihren Dienst an den nächsten in der Reihenfolge ab, der Nachfolger braucht den Dienst nicht anzutreten, wenn etwas an den Geräten fehlt, entzwei ist oder unsauber ist. Die Ablösung erfolgt um 1 Uhr mittags ohne viel Umstände. Einer von Euch hat Flurdienst eine Woche lang, von Montagmittag bis Montagmittag. Der Flur wird jeden Morgen gefegt und auch mittags, nachdem er gesprengt ist. Für heute bis morgen Mittag haben Baumann und Mahler Stuben- und Wasserdienst, Wendt hat bis Montag Flurdienst!“

Nu wier de Klock all acht worn un üm negen kem de Oberjäger von-n Dienst to-m Affragen, ob allens dor wier. Der Gefreite kreg sich nu Baumann vör, stellt em grad hen un remst em sien- Spruch in: „Stube 63, belegt mit 2 Gefreiten und 14 Mann. Becker und Schütt auf Heimatsurlaub, sonst alles hier!“ För uns wier dat siehr spassig, mitantokieken, wo Baumann dat maken ded. As he dat teihnmal runnplappert had, güng dat ganz schön un alles kröp in de Klapp. Vörher had jeder noch sien Stewel blank putzt, denn uns Tüg müsst up den Schemel vör uns Schapp liggen un en por blank Stewel unner den Schemel stahn. As nu de Klock negen schlög, dunn kreg uns Baumann dat mit de Unruh, he lep up un dal in de Stuw un flüstert sin'n Vers vör sich hen. De Gefreite säd em nochmal, he süll sien Meldung recht stramm maken, denn hüt abend kem de Oberjäger Schnieder, de den Chinaupstand mitmakt had un en ganz barbarschen Held wier. Mit eenmal blast dat unnen bi de Wach den Tappenstrich un buten up den Flur würd mit den Dören schmeten, dat dat man so knallt, nu kem de Schnieder! Baumann stünn all lang in stramme Haltung dor, so as de Gefreite em upbugt had. Mit en Wupp würd de Dör upreten un en lütten Kierl mit Schacko un ümgeschnallt kem mit en forschen Schritt in de Stuw rin un kek Baumann an as woll he em gliek freten. Baumann fingerierte vör dull an sien Büx herümmer un füng an, sienen Vers hertostamern. Na, vielleicht had dat en anner ok nich beter makt as he, äwer sien Utsprak wier so, dat wi uns alltosam kum dat Lachen verbieten kä-nn. De Schnieder güng de Reg rüm, kek sich de Schränke un de Schemels an un güng werrer up de Dör to, Baumann stünn un kek em nah. As de Schnieder an de Dör stünn, dreiht he sich mit en Schwupps üm un bröllt den ollen schapigen Baumann an: „Wollen Sie mir nicht gefälligst die Tür aufmachen, Sie dreckiger, langer Deuwel? Wo sind Sie her? Ist das bei Ihnen zu Hause nicht Mode, daß man einem Vorgesetzten die Tür aufmacht, Sie dummer Kuli?“ O, wat makt uns oll lang Baumann den Been lang, wat ret he de Dör sparrangelwiet up un wo dämlich stünn he dor mit de Dör in de Hand. Nu platzt allens mit Lachen los un dat hassen wull ken Enn-n nehmen, bet de Gefreite uns dat Mul verbeden ded. – Ik kann seggn, dat wi all ungewegt schlafen heb-n up unsen Strohsack un dat uns dat all vel to tiedig wier as de Schnieder werrer de Dör upret un bröllt:

„Aufstehn! Raus!“ Herrje, wat schöten wi ut de Betten rut, Baumann süll de Lamp anstickn, had äwer ken Schwefelsticken, schnurrt bi jeden rümmer, äwer kener had Schwefelsticken mit int Bett nahmen, ierst müssten weck söcht ward-n. Na, dat wier ne schöne Möhlerie den iersten Morgen, de unnen legen stötten mit den Kopp an den oll isern Bettstell äwer sich un de baben legen, springen de unnern up den Kopp. As Licht brennen ded, fünn jeder denn werrer trecht. As wi de Büx anhad-n, güng dat Bettmaken los. Ach, du lewer Gott, wat hebb-n wi uns dor mit afmaracht, un ümmer werrer wür uns dat utenannerreten, süll ümmer noch beter sien, un wi glöwten, dat wi uns möglichst dahn hadd-n. Ja, dat Bettenmaken is ne grote Kunst, ik hew weck kennt, de heb-nt in twe Jahr nich liehpt. Am schlimmsten wier-n de Sünndagmorgen, denn künn' wi -ne Stunn länger schlafen, un wenn wi denn sien Bett recht schön bugt had-n, de Stuw schön sauber makt un wi dachten, so, nu kann uns kener wat, denn kem August up de Stuw. Dat wier uns Feldwebel, eigentlich het he Augustin un wier en goden Feldwebel. „Aufstehen“, bröllte de Stubenöllste, jeder stünn still un kek den Feldwebel an: „Pfui Deuwel, is das ne Luft hier! Alle Fenster aufmachen!“ Nu güng he de Betten rüm: „Wer schläft hier? Das ist doch kein Bettenbauen?“ He kreg allens to faten un schmet den Pröhl all in de Stuw rin un so blew he bi, bet alle Rekruten ehr Betten sich werrer tosam söken müssten, de 4 ollen Lüd säd he nicks. Na, wi makten uns denn werrer bi un treckten un streken sovel an uns Baba rüm, bet de Gefreiter säd: „Nu lassen Sie man, der Herr Feldwebel kommt doch nicht wieder!“ August had nämlich ankündigt, dat he in-ne Stunn werrer kamen wull. – As wi uns Betten farig hadd-n, güng dat Waschen los, jeder müsst sich sin Hemd nochmal äwer de Uhren trecken un planschen en Viertelstunn in sin Waschschötel rüm. Nu künn jeder Kaffee trinken un dorto eten, wat he had. As dat besorgt wier, würden alle Schappen toschlaten un jeder nehm sinen Schemel un sett sich dorup, denn wi sülln unsen iersten Unnerricht von unsen Oberjäger heb-n. Klock söben ret he de Dör up un de Gefreite rep: „Aufstehen!“ un mell em, dat de Rekruten to-m Unterrichts antreden wiern. „Hinsetzen!“ säd de Oberjäger. „Jungens“, das ist ja janischt! Wenn ich sage:

hinsetzen, dann fliegt jeder wie ein geölter Blitz mit dem Allerwertsten auf seinen Schemel, versteht Ihr Jungens? Also nochmal: „Auf!!! Hinsetzen! Auf! Hinsetzen! Auf! Hinsetzen!“ – so güng dat woll teihn Minuten lang, bet em dat öwer würd. „Na“, säd he, „für heute morgen genug, aber es ist immer noch, als wenn sich 14 alte Marktweiber auf ihren Kartoffelkorb setzen!“ Ach herrje, dachten wi, wenn dat noch fixer gahn sall, denn weten wi ok nich, wat fix is, denn uns wier de Achtersied nu all möhr word-n. Nu frög he hier un dor nah, blot ut den enen Grunn, dat de, denn he frög, fix upstahn un fix sitten ded. Bi diss Gelegenheit kreg he all so beten to weten mit weckern he dat to dohn had! As de Reg an mi kem, flög ik hoch, dat hinner mi de oll Schemel ümföl un mien Hinnermann up de Tegen, dor kiehrt ik mi äwer den Düwel an, ik gew min Antwort kort un lud. Ik markt gliek, dat em dat gefall-n ded, dat ik mi üm mienen Schemel gor nich kümmerd had. He frög denn, wo ik her wier un as he hört, dat ik Dener wier, dunnn seggt he: „Hast Du Lust, bei mir Putzer zu werden?“ „Jawohl, Herr Oberjäger“, säd ik. „Schön“ säd he, „Du bist vom Stubendienst, Wasserdienst und Flurdienst befreit und hast nur Deine und meine Sachen in Ordnung zu halten, verstanden?“

So, nu had ik all en Amt bi't Militär. Ik wüsst jo nich, wat all dormit tosamhackt, äwer wat ik gistern abend all hört un sehn had, künn en'n de Stubendienst ok nich locken. Mi is dat ok ken'n Ogenblick leed wor'n, ik hew ümmer ne god Nummer had, von'n Feldwebel an bet to'm letzten Gefreiten. Ok toierst bi'n Hauptmann, äwer denn kem min schlimmste Tied in de twe Jahr. Naher had ik werre bi em en'n Steen in't Brett.

As de Instruktionsstun'n ut wier, güng dat nah den'n Turnhof runner. Dor kem'n de annern fiv Jägerschaften ok hen. As wi dor upstellt wiern, kem en geschniegelten un gebügelten Leutnant up den'n Hof. Uns Oberjäger Schilling wier de Öllst un kommdiert: „Stillgestanden!“, güng an dissen Leutnant heran un mell't em, dat de Rekruten antreden wier'n. „Danke“, säd he un läd twe Finger an sin Mütz, „rührt Euch!“ He let de Oberjägers um sich rüm kamen un ok de Rekrutengefreiten un höl de ne lütte Ansprak. To uns säd diss Herr ken Starbenswurd. Wenn he ok niemals en'n von uns an den'n Liew kamen is, mügt het em kener. Wi föhlten, dat he nich so recht en Hart för uns had, un wenn en Oberjäger mal bi em kem, ob he sin Lüd mal beten extra nehmen künn, denn säd he ümmer: „Bitte, gern“. So en Mann wier Leutnant Ritter. Öwer wi had'n jo noch anner in de Kompanie, blos mit de had'n wi vörläufig noch gornix to dohn. Diss wier uns äwer för de Rekrutentied antrugt. As he ne Tied lang mit diss Brüder judiziert had, läd he de Finger an de Mütz, se klappten all de Hacken tosam, dat dat man so stöwt un kemen up uns to. Un nu güng de Dienst los. „Al Junges“, säd Schilling, „wenn Ihr Euch Mühe gebt, immer aufpaßt, dann machen wir die Sache ohne viel Krach. Merke ich aber, daß der eine oder der andere nachläßt, oder bockbeinig wird, dann gnade Euch Gott. Ich kann auch anders! Nun los anfangen!“ He sülwst un Oberjäger Müller un de beiden Gefreiten kregen uns nu enzel'n vör.

Wi lihrtten Grundstellung un annere Stellung, mit en'n Wurt: wi lihrt'n nu ierst stahn un gahn. Wi all tosam had'n uns inbild't wi künn'n richtig gahn und stahn. Dat wier äwer en groten Irrtum, wi würd'n hier ierst to en'n richtigen Minschen makt. Wi wiern männigmal so in de Fohrt, dat wi nich rechts öre links unnerscheden künn'n un uns gegensiedig binah den'n Brägen inrönnt heb'n. Ik löp einmal so dull mit den'n Enjährigen Simon tosam, dat wi all beid platt up dat Achterdehl séten un fiv Minuten ganz beschwiemt wiern. Nu brukt sich keener intobild'n, dat Schilling mi schon had, wil ik sin Putzer wier, in'n Gegendehl, he het mi männigmal schöne Titels an den'n Kopp schmeten. Äwer dat wier dat Gode an Schilling, wat in'n Dienst west wier, dat had ok mit den'n Dienst sin Endschaft. Naher wier he ümmer spassig un för jeden to spreken. Wenn he öwer markt, dor würd wat spelt, wat em gegen den'n Strich güng, denn wes he uns, dat he ok anners künn. As ik in de ierste Tied bi em Putzer wier, dunnn künn'n wek von min Kameraden dat nich utholl'n, se müssten mi uptrecken un narren, dat ik so Puttlaputt wier bi den'n Oberjäger. Toierst lacht ik doröwer, dunnn kem'n se mi striepiger un enes goden Abends, as wi all bi dat Putzen wiern, güng dat werre los. Schilling had mi von'n Kasernhof nah sin Stuw schickt, ik süll em sin Extratüg

torecht leggen, he wull glik nah den'n Dienst utgahn, wil he jo ümmer en'n Vertreter in Oberjäger Möller had. Ik güng rup un makt em alles torecht un blew up uns Stuw, bet de annern ok kemen. Dunn güng dat all los, vör allen wier dat Baumann, de dat Mul nich holl'n künn. Un as ik den'n weck an de Uhr'n haun wull, tred de Gefreiter dortwischen. Nu füng'n noch mihr an to jökeln un abends güng dat werre los. As ik mit min Saken farig wier, wull ik se in min Schapp häng'n. Baumann kem von sin Schapp un ierer ik mi dat versehn ded, gew he mi en'n Schups, dat ich binah mang de Waterremmern rinnerfall'n wier. Ik alles hengeschmeten, hinner Baumann her, de had all de Dör in de Hand. Ik kreg em in den'n Kragen, halt em trügg un dunn mit em gegen Koch sin Schapp, dat ik denk, dat oll Ding würd ok in de Krümp gahn. He wull sich ierst noch to Wehr setten, äwer as he dat twete Mal gegen dat oll Schapp susen ded, dunn had he nog. „So“, segg ik to em, „Du Dreckhamel, nu warst Du woll din Mul holl'n!“ Em blött de Näs bannig un dat grot Mul had ok wat awkregen, äwer von de annern, de em ierst bistahn hard'n as he so klok red'te säd kener wat un ik glöw, se günn't em alltosam de blödige Schnut. Dat is dat enzige Mal in de twe Jahr bleben, dat ik mit en'n Kameraden handgemein word'n bün un mit Baumann bün ik späder noch sihr god Fründ word'n. Had ik mi dat oll Narr'n länger still gefalln laten, denn had ik se alltosam up den'n Hals kregen un denn wier ik verlorn west.

De iersten poor Wochen güng dat sihr hastig to bi uns, en Morgen had'n wi Oberjägerunnerricht un den annern Morgen Offzierunnerricht. So güng dat immer ümschichtig. Von dissen Unerricht künn man ok Böker schrieben. Dor kem männiglich wat to Platz. Nich allen von uns dumme Rekruten, ne ok von de Vorgesetzten, denn de qualten sich dor Saken aw, de wiern männiglich nicht to haun un nich to steken. Vel Spass heb'n wi hat an de beiden Tackens Baumann un Mahler. Wenn de sich vör de Abteilung henstell'n müssten un ludhals schriegen müssten „Wir sind die beiden größten Ochsen, die es gibt!“ Öre, wenn Mahler dat Gewehr beschrieben süll, denn füng he an: „Das Gewehr zerfällt . . .“ Wiere kem he ölwer nicht, denn nu föt em glik Schilling in de Hoor un säd: „Das Gewehr zerfällt überhaupt nicht, Du Dussel! Das Gewehr besteht . . . Nun mal los!“ Un Mahler füng werre an: „Das Gewehr zerfällt . . .“ Baumann verget bi dat Uptell'n von all de Dele, de to dat Gewehr gehören, jedesmal de Klammer, de den'n Gewehrrehm hölt. Wenn he denn sowiet rümwier un wull sich hensett'n, denn frög Schilling: „und . . . und . . .?“ Un Baumann platzte denn rut: „Die Chlammer, Herr Oberjäger!“ „Jawohl, Du Chlammeraffe, merk Dir das endlich, du Heupferd!“

Bi dat Exieren kem ok menniglich wat to Platz. Üm blos mal to sehn, wie wi en Updrag utrichten ded'n, schickt Schilling Wilhelm Evers nah de drütte Jägerschaft, he süll Oberjäger Riese mal fragen, ob he ok son'n dämlichen Rekruten mang had as he wier. Willem künn man schlicht mit en'n fix gegeb'n Befehl farig werd'n. He geiht piel up Riese los un fröggt den'n, ob he ok son'n dämlichen Rekruten mang hard, as he, also Riese sülden wier. Riese wier en groten Bieter, he bölkt Willem an:

„Willst Du Saukerl hier mal aus meiner sauberen Abteilung raus!“ He wull utrieten, äwer so fix güng dat nich. As he werre trügg kem, had he dicke Schwetdruppen in't Gesicht un wier ganz wirr. „Na, Evers“, frög Schilling, „was hat Herr Oberjäger Riese gesagt?“ „Gesagt hat Herr Oberjäger blos: Du Saukerl mach das Du aus meiner Abteilung kommst, Herr Oberjäger“, säd Willem, un dat Rohren wier em vel neger as dat Lachen. Äwer dat hed Willem nich alleen so gahn, blos dat he em grad nah Riese schicken ded, dat wier nich schön. So had he en'n Rekrut, de het Haniel, dat wier en recht vertrecktes Muttersöhnchen. He had Geld in'n Öwerfluß, he hard dat Schapp vull Freten, ok in'n Öwerfluß, gew äwer ken'n Minschen en'n Happen af. Nu had he en'n Spindkameraden, de het Bollmann. Dat wier en Klemptnergesell ut Berlin, en ganz hartgekakten Jung. Disse had sich glik mit Haniel anfründ't, had em ok en Schappschlott mitköfft, natürlich genau so en, as he ok had. Nu wier dat denn ken Wunner, wenn he Haniel bi sin groten Fretpakete flietig helpen ded. Se bleben, äwer liekerst ganz gode Fründ, denn ierstens wier Haniel to dämlich, üm wat to marken, un twetens wier Bollman so klok, dat he Haniel gegenöwer as Unschuldslamm sich stellt. Späder

hew ick mal sülwet en ulkig Stück miterlewt up Stuw 65. Bollmann wull Haniel photographieren un had twe Schemels upenanner stellt, baben en'n Stewel uplegt un had sich ne Schört öwer den'n Kopp nahmen. Haniel set vör em up en'n Schemel un süll en recht fründlich Gesicht maken. Bollman had dat oft von den Photographen sehn, dat se ehr Kun'n dat Gesicht so dreihn, as se dat för god holl'n. Dat ded he nu ok recht flietig, äwer dat wüsst Haniel nich, dat Bollmann sich de Hän'n inwennig schön mit Lampenblök schwart makt had. Wi heb'n uns binah schew lacht äwer de beiden, denn dat wier wüchlich wiert, sich dat mit antokieken. Dit Schap von Haniel up den'n Hüker mit sin schwart Gesicht un denn dissen listigen Bollmann, de em ümmer werre god Würt gew un em dat Gesicht schwart klarte. Dat Best kem äwer noch, denn Frank, wat en Kellner wier, de güng ruter, kem äwer siehr hild werre rin un rep: „Haniel, Du sallst sofort nah Oberjäger Riese kamen!“ Na, wenn blot de Nam Riese föl, had Haniel ken Tied miher. He sprüng up un rönnit wat he künn nah Riese sin Stuw. Nu, stellt jug vör: Riese, de nix ahnt, krigt mit enmal en'n Schreck, as he den'n ingeschmerten Haniel süht. He denkt ierst, de Bengel is verrückt worn'n. „Was willst Du dreckiges Ferkel denn bei mir? Hast Du im Ofen gesessen? Oder bist Du in Deiner Dämlichkeit in die Aschkiste gefallen?“ Haniel stünn mit sin schwart Schapsgesicht ganz verbast dor un kreg ken Wurt rut. „Scher Dich sofort auf die Stube und nach fünf Minuten bist Du sauber gewaschen und gekämmt wieder hier. Verstehst, Du? Raus!“ Haniel nehmt de Been in de Hand un kem up de Stuw gerönt. Dit Gebröll is gornich to beschrieben, wat nu anfäng. Nu had sich all von de annern Stuben, de wat markt had'n, ok wek infun'n. Toletzt müßt man de Stuwennöllst dormang kamen un de ruter jagen, de dor nix mang to söken had'n.

Öwer mal kann dat en'n ganz Kloken, as to'm Biespill Bollmann wier, ok passiern, dat he in'n Nettel legt un verbrennt sich den'n Mo's. As Soldat müßten wi all Hosendrängers dragen un wer an en'n Liewrehm gewennt wier, müßt sich dat afgewöhnen. Bollmann had nie en'n Hosendränger kennt, äwer in de ierste Tied drög he ok weck. Bi Lütten äwer reten em de Knöp von de Bux un bet jetzt wier he dormit dörch kamen, dat em kener fat't had. Enes goden Morgens het dat mal up den'n Karreehof: „Rumpf vorwärts beugt, Rockschoße hochheben!“ Nu kem rut, dat Bollmann nich en'n Knop an de Bux had. Riese schmet em schöne Titels an den'n Kopp. Un dorto mellit he em noch bi Leutnant Ritter. De säd blos: „Nehmen Sie sich diesen Kerl mal gehörig vor, wenn wir auf den Platz kommen.“ As wi denn up den'n lütten Platz ankemen, öwergew Riese sin Rekruten an den'n Gefreiten un winkt Bollmann mit den'n Finger. „Komm, lieber Bollmann, wir wollen uns mal beide allein amüsieren, wollen uns mal über Hosen ohne Knöpfe unterhalten.“ He güng mit em dicht an de Straßburger Chasse ran un dor müßt Bollmann sin Liewrehm, den'n he unvorschriftsmäßig drög, afschnall'n. Un nu läd Riese mit em los. „Gewehr zum Laufschrift, marsch marsch! Aber Bollmännchen, das ist doch kein Laufen, das ist ja, als wenn eine Fliege in der Buttermilch kriecht. Willst Du die Hose loslassen. Marsch, marsch! habe ich kommandiert, mein Jungchen. Paß mal auf, Dir werde ich noch Beine machen!“ Nu kem Bollmann an den'n Graben ran un dacht jo woll, so, hier het dat en Enn. Jawoll, Bollmännchen, dor irrst Du Di. Riese let em bet an den Grabenrand lopen un so draht he an den'n Rand wier, het dat: „Hinlegen!“ Bollmann schöt hesterkopp in den'n Graben rin un de Hos hüng em all bet up de Stewel dahl, dat dat korte Kommisshemd as en schmallen Striepen üben em rümflattert. „Auf, marsch, marsch!“ güng dat wieren. Bollmann de anner Grabenburt hoch un denn rup nah den'n hakten Acker, wo de ollen Lehmkluten hart froren wiern, denn dat wier in'n Dezember. Nu kem: „Kehrt, marsch, marsch!“ Bollmann werre rin in den'n Graben, rut ut den'n Graben, denn mal an de Chasse lang, dat dat man so stów. Bi disse Tour marke nu Bollmann, datt wüchlich Hosendränger mit Knöp an de Bux beter sünd as en Liewrem, de verbaden wier. – De Utbildung as Rekrut güng ehr'n Gang. Wie lierten marschieren un exieren, wie lierten turnen un bajonetieren, wie liehten zielen un scheten, grüßen un Front maken, denn dat wier dunn ok noch Mod, dat wi för jeden Offzier von uns Kompanie Front maken müßten. Um dit nich to bruken, nehmt sich binah jeder en lütt Paket in de Hand, wenn't ok blos beten Papier wier, wi brukten denn doch ken Front maken. Richtig schwer is mi nich en Del bi den'n Kommiss word'n. Blos bi dat oll Scheten füng ik toierst bannig an to mucken, wenn ick ran an den'n Druckpunkt kem, denn

dacht ik: „So, nu geht de Schuß los!“ un denn gew ik em en’n lütten to, dat ick stats de Schiw to dräpen in den’n Sand schöt. Dit heb’n se mi äwer bald afgewöhnt, ik un noch vele annere, de ok dissen Fehler had’n, müßten flietig mit Modell 71 scheten. De oll’n Büssen schlagen en’n es an’t Mul, wenn man nich ornlich fast intreckt hett. Willem Evers säd ümmer, wenn he dormit scheten müßt, dat he werre zittermäßig mit de jung’ Kanonen henhol’n had. Wat heb’n wi woll Gewehr trecken müßt un Anschlag öwen! Morgens vör den’n Dienst, mittags nah den’n Dienst, abends nah den’n Dienst, ümmer het dat: „Links raus, wer die letzte Bedingung noch nicht erfüllt hat!“ Ach, du lewe Tied, meistens wier ik ok dorbi! Un denn güng dat los: „Gewehr vorwärts und aufwärts streckt! Gewehr seitwärts streckt! Fortgesetztes Gewehrstrecken! Gewehr vorwärts streckt! Eins, zwei . . . eins, zwei . . . ! Ich höre nichts von strecken. Das muß man hören können, wenn dreißig Kerle das Gewehr strecken!“

Up den’n Schetstand kem denn ok de Entscheidung öwer min Soldatenschicksal, wenn ik so seggen darf. Dat Rennen, worin ik schöt, had afschaten. Wi hard’n uns Gewehre dörchtreckt un lurten noch up en Rennen, womit wi denn tosam nah Hus gahn wull’n. „Dor“, seggt Wendt, „dor kümmt de Oh!“ He säd ümmer „Oh!“. Wi stellten uns stramm hen, he höl an un wull von dat Pierd klattern. Ik sprüng to, kreg dat Pierd in de Treisentägel un höl an de rechte Sied em den’n Stiegbögel. Dat klappt alles, as wenn ik dat ümmer makt had. He säd: „Danke“, wat he süss meindag nich ded, äwer up den’n Schetstand wier he ümmer bannig höflich un ruhig. „Was hast Du geschossen“, frög he mi. Ik had tofällig mal es tämlich god schaten, negenuntwintig Ring’n, also twe Spiegel un en negen. Ik segg also so lud as möglich: „Neunundzwanzig Ringe, Herr Hauptmann!“ „Gut“, säd he, „mach weiter so, mein Junge, was bist Du von Beruf?“ „Diener, Herr Hauptmann!“ säd ik. „Willst Du bei mir Hausbursche werden?“ „Jawohl, Herr Hauptmann“, platzt ik rut, wüsst äwer nich, dat ik hiermit de Unnerschrift geben had to vel Arger un to vel Schererie, de mi dit en Wurt bringen süll. Äwe en anner had dat woll genau so makt as ik, denn wenn de Hauptmann en’n Rekruten frög, het de blos to antwurten: „Jawohl, Herr Hauptmann!“ Alles annere is Quatsch. Un hiermit wier min Schicksal nu besiegelt.

Wie fierten uns Wihnachtsfest ganz schön un nett in de Kasern. De Hauptmann, de Feldwebel un wat süss nich in Urlaub wier, wiern ok dorbi. De Enjährigen had’n uns en Fass Bier spendiert un ok wat to schmöken, dat wi kum wat von Ensamkeit gewohr word’n sünd. Nah de Festdag’ güng dat Bimsen werre los, bet wi denn Anfang Februar Rekrutenvorstellung had’n. Bi de Vorstellung güng mi dat ok dreckig. Alles annere had siehr schön klappt. Nu kem de Schützendienst un twors süll en Grupp tosam stellt ward’n von alle söss Jägerschaften un dat wier uns Verdarf. Dat Kommando würd geben: „Die dritte Rotte jeder Jägerschaft vortreten!“ Ut de ierste Jägerschaft wier dat Evers un ik, denn Willen wier min Hinnermann. „Rechts anschließen“, het dat wierer, „dazu Oberjäger Heuer!“ Nu güng de Betteldanz los. Natürlich klappt de Laden gornich, denn ierstlich wiern wi bet up de twe ut sin Jägerschaft an dat Kommando von Heuer nich gewöhnt, uterdem wier diss Minsch fürchterlich nervös. Dat giwt nu äwer nix Schlimmeres as wenn mit enmal twölf Rekruten up en’n Hupen schmeten ward’n un söll’n so ut dat Handgelenk ehr Kunst bewiesen. Ik glöw äwer, dat de Sak doch klappt had, wenn Schilling dorto kommandiert word’n wier. De Geschicht wier total vermasselt un disse twölf Rekruten süll’n annerhalf Stun’n nahexieren. Dit wier min ierstes Nahexiern, späder hew ik nochmal de Ihr hat, äwer in en’n größeren Verband un unner annere Umstänn’n.

In’n November wiern wi vereidigt word’n. Wenn vör de Vereidigung ener uthakt wier, denn wir dat „eigenmächtige Entfernung von der Truppe“. Nu äwer wier dat „Fahnenflucht“ un wat dat in’n Mun’n führt, wet jeder, de mal Soldat west is. Bi uns in de twete Kompanie is de Fall ok ens vörkamen. Wi had’n en’n Friwilligen, en’n Elsässer, en’n lütten murksigen Bengel. He had sihr schlichte Ogen un wier dorüm en schlichten Schütz.

Ok süss har he immer Pech, he föll up, wo’t immer möglich wir, toletzt wir em dat woll öwer worr’n, he hakte ut. Enes Sünndagsnahmiddags güng he nah sin Tanten, de in Colmar wahnte, dor had he en’n Zivilanzug ünnerbröcht, den’n treckt he sich anm güng nah’n

Bahnhof un köft sich ne Fohrkort nah Basel. Abends, as affragt würd, wier he nich dor. De Oberjäger von'n Dienst makt sin Meldung un midden in de Nacht kem de Offzier von'n Ortsdienst, güng alle Kasernstuwen af, ob ener wat von den Utrierer wüsst. Ken Deuwel wüsst, wo he bleben wier. Nah vier örre fiv Dag kem en Bref von em, he wier in Basel un kem den'n Abend werre trügg. Abends würd he denn von den'n Bahnhof afhalt un se spunnten em ierst mal in. Dunn kem de Verhandlung vör dat Kriegsgericht.

Wi würd'n nu nah de Grött up de Stuben verdehlt. Ik blew up „63“, ok uns beid Gefreiten, uterdem Baumann, Mahler, Wendt, Evers, un Becher. Frisch to kregen wi von de twete Jägerschaft Heinze, Kaschau, Baase, Möller III. Dat wiern all verdrägliche Jungs. Heinz wier ok en'n Tacken, had all Mal up de Untroffzierschol Soldat spelt. He wier uns alltosam in dat Soldatspelen wiet öwer un is ok, wil he kaptulieren wull, all vör dat Manöver in't twete Jahr Oberjäger worn'n. Otto Baas wier en'n prächtigen Minsch, äwer en'n pukigen Soldat. Em had'n se ümmer bi de Flicken. Wenn he un Kaschau beid tosam exierten, denn gew dat blos: „Zurück, marsch, marsch!“ Otto had ok beten Plattföt, he künn un künn de Fotspitzen nich dal drückt kriegen, äwer wenn se em ok dull up den'n Kittel seten, he schlep up alle Ecken un Kanten ruhig in, ob dat nu in de Kirch wier örre in de Instruktionsstun'n. Wo oft het Leutnant Bunge woll bröllt: „Baase, alter Blasenkopf, schläfst Du schon wieder? Dreh' mal Deinen Schemel um und setz' Dich auf's Schemelbein!“ Un denn set Otto up dat Schemelben un rallögt, bet de Leutnant säd: „So, nun wirst Du wohl wach bleiben. Dreh' Deinen Schemel wieder um!“ Enmal in de ierste Rekrutentied, up den'n lütten Platz, heb'n wi ok unsen Spaß hat, as Otto un Kaschau beid Rottenmarsch hinner en anner maken ded'n. Se exierten beid unner Luder schlicht. Luten, de ehr Oberjäger wier, würd denn nu mächtig falsch. He had all ne ganze Tied mit ehr zackeriert un jög se nu in „marsch, marsch“ öwer den'n Platz röwer. Se rönnten beid as de Bessenbinnern un as Luten „zurück, marsch marsch“ kommandieren ded, hürten se Luten sin Kommando öwerhaupt nich miehr, denn up den'n Platz bröllt ener ümmer düller as de anner. Nu wier dat grad de Richtung nah Norden, also nah de Heimat, as se beid löpen, un Luten dacht jo woll, se löpen em beid weg. He sett'te noch en'n in Galopp de diess beiden Utriters werre halen süll. As se nu beid ankemen, dunn putzt' Luten se denn nah alle Regeln der Kunst af. Dat segt öwer ok to spassig ut, as disse beiden Jungs dor öwer den'n Platz schästen un sich an ken Kommando kiehrten. Se had'n all beid recht god hürt, as se naher to uns säd'n äwer se wull'n ok mal ehr'n Spaß mit Luten heb'n. Bi Luten künn'n se sich dat woll mal erlauben, denn de wier in'n ganzen nich grad ballstüurig. He kreg meistens ümmer de Enjährigen to'n iertsen Anbännigen örre, wenn mal en'n Fahnenjunker intred, denn nehmen se ken'n Bieter, so as to'm Bispill Riese örre Heuer, söndern Luten.

Ik stünn, wenn alles intred'n müsst, as teichte Mann von'n rechten Flügel in'n iersten Zug. Min Zugführer wier Oberleutnant Krampe, en fürchterlich grawen äwer goden Offzier, de niemals en'n melden ded. Den'n tweten Zug führte uns Rekrutenleutnant, von den'n ik all vertellt hew, un den'n drütten Zug führte Leutnant Bunge. Diss letzte wier en'n fixen Soldat, künn exieren, turnen un scheten, wier siehr ulkig bi de Instruktion, künn bannig singen un had en siehr godes Kommando. Wenn de sin'n Zug dat Gewehr öwer nehmen let, denn klappt dat ok. Männigen glöwt nu, dat de Griff bi den'n Kommiss mit dat Kommando nix to dohn hett. De irrt sich äwer gewaltig. Uns Feldwebel had en siehr godes Kommando, Vizefeldwebel Buse ok, un ok en poor Oberjägers künn'n kommandieren. Bi de öwrigen haperte dat oft siehr. Natürlich bild'te sich uns Oll in, he had dat beste Kommando. Naja, lud noch wier dat ok, äwer wenn he kommandierte: „Das -- Gewehr -- über!“ denn let he ümmer de Paus' twischen Gewehr un über to lang un denn makten vel den'n Fehler dat se vörmucken ded'n. Bi „Gewehr ab“ örre „Achtung, präsentiert das Gewehr“ is dat lang' nich so schlimm, denn kümmt dat dor gornich so genau up an. Blos bi den'n Gewehrwerggriff möt dat Kommando richtig gewen war'n un dissen Bagen had Bunge mächtig rut. Ik hür noch hüt sin helles Kommando, wenn he so mit dat „r“ rull'n ded.

Nu ahsackten se denn mit uns los. Morgens güng dat in'n halben Düstern all rut nah den'n Platz un dat bet hog Middag immer helle weg. Ierst füngem se an: die Züge

auseinanderziehen! Einzelmarsch! Anfangen! Nu spreizten wi dor up den'n Platz herümmer, dat uns de Mag so lerrig würd as en utgekloppten. Mehlbüdel. Denn wür'n de Züg' tosamtreckt, Stellung öwt, marschirt, Schwenkungen makt un toletzt bünn sich de Oll de Kompanie geschlaten vör: „Bitte, die Herren eintreten!“ Un nu güng dat los in Kompaniekolonne, tweter, ierster, drütter Zug. Ümmer rut mit de Been und de Oll bröllt: „Ich höre nichts ich höre keine Tritt!“ Denn säd de Spassvigel Leutnant Krampe tämlich lud vör sich hen: „Wasch Dir man die dreckigen Ohren, dann wirst Du schon was hören.“ Ich höre sprechen, wollt Ihr die Mäuler halten, Ihr Saubande!“ Götz von Berlichingen“ säd Leutnant Krampe. De Oll würd ümmer falscher: „Der Deubel soll Euch Saugesellschaft lotweise holen, wenn Ihr die verfluchten Schnauzen nicht haltet. Bataillon halt! Die Herren austreten!“ De Offziers treden von ehr'n Platz un de öllsten Oberjägers von ehr'n Zug tred'n an ehr Stell. Nu würd dat all beten striepiger, denn de Oll set jo up dat Pierd, den'n wür'n de Been nich wehdohn.

He hett denn schön mit uns rümteuftegt. Wenn dat nu noch nich klappen wull, denn let he de Oberjägers ok ruttred'n un denn „gun'n Nacht, Marie“. Wat nu kem, stünn in ken Reglemang in. In Schritt un Tritt gew dat nu nix mehr, alles in'n Galopp, ümmer links un rechts upmarschieren, afbreken, werre upmarschieren, bet uns dat Koppel mit de Patronentaschen up de Stewel föl. Denn het dat: „Koppel zwei Löcher enger schnallen!“ Denn güng't werre los haste wat kannste. Mal kem denn ok: „Rührt Euch!“ Äwer dat wier dat sülwige as „Richt Euch“. Wek künn'n dat nich so recht kapiere örrer wull'n dat nich ut Dickfelligkeit. So had'n wi en'n Klutenpedder, so en'n richtigen Unkel Bräsig, de häl dat nich för nötig, sich uttorichten. Enmal kem ok dit Kommando un glik hinnerher „Stillgestanden“. Uns Unkel Bräsig stünn ne half Miel vör de Front. „Rührt Euch!“ kem glik dat Kommando hinnerher „Stillgestanden“. Bräsig stünn up sin oll Flag. Nu würd de Oll äwer kattenschietig. „Himmeldonnerwetter, Du Saumagen, wer hat Dich den ausgebildet?“ Dat wier Oberjäger Luten west un nu kreg Luten ok noch ne düchtige Afriewung. Oh, wo let uns' Luten de Uhr'n hängen. Wenn de Oll in'n Zug wier, denn höl he so leicht nich werre an. „Überhaupt“, säd he, „sieht es aus, als wenn ich keine alten Leute mehr in der Kompanie habe. Wenn Ihr alle um diesen einen Rekruten länger machen wollt, mir soll's recht sein. stillgestanden! Seht Ihr wohl? Bos so ein Biest von Rekrut hält mich eine ganze Stunde in meinem Exerzieren auf. Wir hätten längst schon schön zu Hause sein können. Stillgestanden! Seht Ihr wohl? Es geht doch tadellos, wenn Ihr Eure dreckigen Ohren aufsperrt!“ Un nu güng dat ümmer vör dull wierer, bet den'n Oll'n ok hungern würd. Wi segten nüddlich ut, von un'n bet baben vull Dreck.“ Lasst man den Dreck sitzen, frischer Dreck zieht den Soldaten!“ rep de Oll un nu güng dat nah Hus. Dat het, wie dachten dat, äwer wi dachten ok mal verkiehrt. Kum wier'n wi up de Schasse, de Oll red' hinner de Kompanie un wier dat gewöhnt, sowie wi den'n Gewehrrehm lang makt had'n, denn güng mit en'n Schlag dat Singen los. Wenn he uns öwer sovel tosett't had as hüt, denn ded ken Deuwel dat Mul up. As wi kort vör Colmar wier'n, kommandiert de Oll: „Kehr, marsch!“ Un wi marschierten werre den'n Weg torügg. Up den'n Exierplatz angekamen, kommandierte he: „Halt!“ Wisst Ihr dummes, dickköppiges, mecklenburgisches Volk, warum ich mir nochmal die Mühe gemacht habe mit Euch rauhbeinigen Hammeln hierher zu latschen? Nun geh'n wir nochmal zurück und wehe, wer das Maul nicht aufreißt bis zum Hintern, das schwört Euch Euer Hauptmann! Ohne Tritt marsch, Richtung nach Hause“ Nu güng dat los! Mit en'n Schlag bröllt de ganze Kompanie los: „Unser Hauptmann steigt zu Pferde, zieht voran in's Feld, siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held.“ Äwer so blew dat nich bi. Wi langten em ok wek Leder dörch, de he nich besehn künn, un fügen an: „Es waren mal einst drei Juden. Der erste der hiess Abraham, Abra— ham— ham —ham, der erste der hiess Abraham, un so güng dat wierer, denn kem Isaak un denn kem Jakob. Dit Led künn de Oll in den'n Dod nich lieden. He gew sin'n Schwarten de Sporen und bädelt an de Kompanie lang. „Verfluchte Saugesellschaft, wenn Ihr nicht im Augenblick ein anderes Lied singt, lass ich kehrt machen, und wir exerzieren bis die Sonne untergeht! Pfui Deubel nochmal!“ Nu müssten wi denn en anner rutersöken und süng'n so dull as wi künn'n: „O Deutschland hoch in Ehren —“ dat geföl em denn beter. Kemen wi denn up den'n Kasernhof an, denn het dat: „Nachexerzierer

links raus! Diese Verbrecher exerzieren sofort —“ örer wenn de annern Kompanien all Eten halten“ — heute nachmittag von zwei bis drei Uhr nach. Dazu Oberjäger Müller!“

So güng dat in disse Wochen Dag för Dag, bald schlimmer bald mal glimpliger. Äwer in’n Dörchschnitt segten sich de Dag’ siehr ähnlich. Wi freten dorbi äwer as de Wülf’ un min Kamerad Wendt wür dick un fett, bei all sin Exieren, und ik kann seg’n, mi is’t ok nich schlicht bekamen. As ik intred, dunn wög ick hunnertsöbenuntwintig Pund un nu wög ik hunnervierzig Pund.

Endlich wieren wi denn sowiet, dat de Kompanie vörstellt war’n süll. Wi güng’n enes goden Morgens nah den’n Platz herut. Up den’n Kasernhof wiern all poor upschreiben. En had den’n Oll’n nich ornlich ankeken, en anner stünn nich up Vördermann, en’n sin Halsbin’n kek to wiet rut, den’n annern sin wier nich to sehn, dat dat utseg as he had öwerhaupt ken üm. Dat sammelt sich all werre bet up teihn, twölf Stück un dat wier för den’n Anfang jo ok noch. As wi up den’n Platz kemen, dat was ditmal de lütte, dunn kem dat Kommando: „Gewehrriemen kurz! Fünfte Rotten aufmarschieren! Tritt gefasst! „, Dat wier dissen Morgen as wann dat bos en Mann maken ded un de Oll säd ken Wurt. Nu kommandiert he.: „Kompaniekolonnie formiert! Marschieret auf, marsch, marsch! Halt! Richt Euch! Augen ge —rade—aus! Gewehr ab Rührt Euch! Jungs, wenn die Sache klappt, gehen wir sofort nach Hause. Klappt sie aber nicht, dann bleiben wir bis es klappt. Ich habe mein Mittag einhalb zwei Uhr bestellt. — Stillgestanden! Rich Euch! Augen ge — rade—aus! Das Gewehr über! Gut der Griff! Gewehr ab!“ Ken Kolben wier to hör’n. „Das Gewehr — über! - Gut! - Achtung, präsentiert das—Gewehr! - Gut! - Das Gewehr — über! Gut der Griff! Gewehr—ab! - Gewehrriemen lang! Mit Sektionen vom rechten Fäugel abmarschieret, ohne Tritt marsch!“ Dor ging’n wie hen. Mit en’n Schlag füng de ganze Kompanie an to sing’n, dat dat man so schuderte. Dat müggt de Oll un wier denn ok siehr stolz up sin „Saugesellschaft. De Kompanievörstellung klappt denn ok tadellos, äwer laben ded uns de Oll dorüm liekers nich. In de Anspråk, de he uns nah de Vörstellung hól, hagelt dat man so von „Ihr Saumagen“ und „rauhbeinige Gesellschaft“. Wi had’n dat jo ganz schön makt, äwer da dat had ümmer noch beter sin künn, nah all de Mäuh, de he sich mit uns makt had. Wi dachten, dat Schlimmste wir nu west, äwer dat blew noch ümmer so bi. Vormiddags exieren, nahmiddags turnen örre scheten, ümmer gew dat wat, wobi se en’n kniepen kün’n. Äwer de Tied geht doch dorbi hen un dat Bataillonsexieren güng los. Alle Woch twemal. Diet Exieren makt äwer mieh Spass as dat Kompanieexieren un is ok nich so anstrengend. Man brukt de Kne nich so dörchdrücken, man kann se ümmer mal nah de Heimat dörchdrücken, dat het sovel as mit krumm Kne exieren. Bi dat Bataillonsexieren kregen ok de Zugführers düchtig wek up den’n Deckel. De Major nehm kein Blatt vör dat Mul. He bröllt denn: „Zum Teufel nochmal, Herr Leutnant Ritter, in welchem Reglement steht denn das, was Sie da machen? Ich möchte Ihnen doch dringend empfehlen, sich statt der „Lustigen Blätter“ das Exerzierreglement mal gründlich anzusehen! Ich habe nicht Zeit noch Lust, Ihnen eine Privatlektion hier auf dem Exerzierplatz zu erteilen, bitte Sie aber dringend, Ihre Gedanken zusammenzunehmen!“ Un denn güng dat wierer. Denn kem ok mal enn Oberjäger ran. „Der Oberjäger in der zweiten Kompanie auf dem linken Flügel des ersten Zuges bummelt nun schon über eine Stunde! Herr, im Deubels Namen, was fällt Ihnen ein? Wollen Sie gefälligst beim Aufmarschieren Ihre Beine in die Hand nehmen! Verfluchte Bummellei! „, Dat kreg uns’ Fründ, Oberjäger Knüppel, den’n wi diesse Näs’ von den’n Major von Herzen güntten. Äwer ok unsen Leutnant Ritter güntten wi de Afriewung. Nu had he dat mal es mit de Fahn to dohn. „Wo ist die Fahne? Die Fahne ist nicht auf ihrem Platz! Die Fahne torkelt wie besoffen umher! Herr, reitet Sie der Deubel? Ich nehme Ihnen die Fahne ab! Ich sperre Sie ein! Himmeldonnerwetter, hat die Weltgeschichte schon so was gesehen!“ Un uns Luten, de as öllste Oberjäger de Fahn drög, sprüng as wild ümher. Äwer ok ein gemeiner Europäer kreg sin Dehl, wenn he en’n faten ded. Wenn dat mal in’n „Kehrt“ güng, denn künn bi gewisse Schwenkungen passieren, dat man an en Sektion an hacken ded, wo man nich togehührte. Na diss arm Deubel künn sich man wohen. Ierst kreg he ne Dracht Schell von den’n Major, naher von sin’n Hauptmann, denn von sin’n Zugführer un toletzt von sin’n Oberjäger. De

Majur had em bloß en'n Schapskopp nömt, de Herr Hauptmann stellt em all as en'n halben Verbrecker hen, de Zugführer ded all so, as wenn he vör das Kriegsggericht kamen ded un de Oberjäger sett't em ierst de Kron' up. He kreg em to Hus in en still' herin und makt em dort dat Batteljonsexieren richtig klor. Äwer ok dat güng vöräwer, as alles in de Welt ok.

Um disse Tied hadden wi bi uns Kompanie en'n Towass kregen, en'n lütten Fahnenjunker hadden wi uns tolegt, den'n had Luten sowiet torecht stukt, dat het, mit aller Glimplichkeit, denn so en'n jungen Herrn müßten se mit Glaseehanschen anfaten. Wil he nich grot wier, kem he in den'n drütten Zug. He hörte jedes Wurt, wat in sin Sektion öwer dissen örrer jenen Vorgesetzten spraken würd. Um sich liebes Kind to maken, vertellte he de Vorgesetzten dat werrer un würd verhaßt bi alle Lüd in de Kompanie. Wenn irgend mäglich, würd em en Streich spelt. Du lewer Gott, wat is diss jung' Minsch kopphester schaten bi dat Upmarschieren. Ümmer leg de Fahnenjunker in den'n Dreck und kener künn nahwiesn, wer em ümrönt had. Wi hadden in de Kompanie en'n rothörigen Tegler, Ahlgrimm het he, en'n richtigen vierkantigen Athlet, de wier sin Hinnermann. Ahlgrimm wier dorför bekannt, dat he sonne Zicken, as Kophesterscheten is, mit Vergnögen makt. He künn bi dat Indelen morgens gornich hinner den'n Junker stahn, wenn wi buten wiern, stünn he doch hinner em und denn besorgt he em dat gründlich.

Nah dat Bataillonsexiern würd nu los arbeit't up de Inspizierung. De Jägerbataillone würd'n dörch den'n Inspizienten von de Jäger un Schützen alle Johr inspiziert. Dat wier to min Tied Generalmajur von Plettenberg, en twe Meter langen Herrn, de fürchterlich grow wier. Ik glöw dat de meisten Lüd, de to damalige Tied dent heb'n, alltosam besched wet'n öwer dissen Mann. Uns had'n se all so to grugen makt, dat wi denken müssten, he fret so en'n Rekruten glik up. Naher würd'n wi öwer gewohr, dat he grad de Vorgesetzten bi de Hamelbeen kreg, ganz glik, ob Majur, Hauptmann, en Leutnant, Feldwebel örrer Oberjäger, he blamiert se vör de ganze Mannschaft, dat ken Hund en Stück Brot von ehr nehm. Uns Zugführer had sich dat so schön utdacht, wat he jeden fragen wull bi de Instruktion. En'n würd dit inremst, den annern dat. Ik för min Part stüll äwer dat Meckelnborg-Strelitzsche Fürstenhus loslaten ward'n, denn dorin wüsst ik helsen besched. Äwer de General had sich dat anners vörnahmen, de Leutnant kem gornich to'm fragen. „Über was haben Sie in der letzten Zeit instruiert? Wissen die Leute über Schießvorschriften, Garnisonwachdienst, Feldwachdienst Bescheid?“ „Jawohl, Herr General!“ säd uns Zugführer äwer man künn sehn, em würd schweten, grad he güng äwer all diss Saken so baben weg hen, em genügt dat ümmer, wenn de Stun'n to En'n wier. Nu frög de General denn los und dat wir markwürdig dat he grad de rute fünn, de ener dat an de Näs' all ansehen künn, de wiern unschüllig doran, dat dat Pulwer erfunn'n wier. Ierst kreg he Otto Baasen in de Mak. He wull von Otto weten, wat he woll maken ded, wenn he mit sin Brut up de Strat güng, un he, de General, kem antogahn. Otto stünn un kek den'n General siehr düsig an, denn he wier noch nich ganz munter. De Kierl frög em ok to fix un denn wier em dat ok ne unbequeme Frag., denn he had sein Dag noch nich doröwer nahdacht, wat he denn woll maken müsst. In de Instruktionsstun'n schlep he ümmer, also wo süll he dat von weten. He antwort'te denn: „Ich geh' in grader Haltung vorbei.“ He dacht nämlich woll grad doran, wenn man en Paket bi sich had, brukt man ken Front to maken. De General frög den'n Leutnant, ob äwer diss Angelegenheiten noch nicht instruiert wier, he fünn de Antwort von den'n Mann siehr komisch. Ahn äwer nah den'n Leutnant wierer hentohür'n, kreg he en'n annern bi de Uhrn. Dit wier vormiddags, nahmiddags güng dat ruter nah den'n Schetstand. Dor süll'n von de oll'n Lüd de teihn besten Schützen scheten un de teihn schlichsten ok un von de Rekruten dat sülwige. Un nu passiert wat, wat in son'n Fällen ümmer passiert: de goden Schützen schöten unner Luder schlicht un de schlichten schöten en'n Spiegel nah den'n annern. So, Herr Hauptmann, nu rohr! De General red't en beten siehr striepig mit unsen Oll'n. He künn einfach nich verstahn, dat em de Lüd, de doch vel beter schaten had'n as de sogenannten goden Schützen as schlichte Schützen vorstellt würd'n. Dat künn natürlich uns Oll ok nich verstahn, had äwer hüt ken Tied, sin Wut an uns utzolaten, dat bröcht he uns später to Hus. Den'n annern Dag let de General sich de Kompanien in Exieren un Felddienst vorstell'n. De ierste Kompanie müsst de

Schol in'n Stillstahn un Wendungen dörchmaken. Wi kem' ran in de Bewegung. Na, bewegt wier'n wi jo noch wor'n von unsen Oll'n. Nu wes sich dat, dat wi nich ümsünst bimst wor'n wier'n. Wi makten hüt allens god, wat vödem verbuckt wor'n wier. Dunnerwetter, wat had de Oll sin Kompanie in de Hand! Bos enmal bi dat Upmarschiern wull Ahlgrimm noch extra sin'n Spass heb'n un let unsen lütten Fahnenjunker kophester scheten. Alles stünn nah den'n Upmarsch as ne Mur, bos dorhin'n in den'n Sand krabbelte en'n lütten Fahnenjunker herüm. De General gew sin'n Zossen de Sporen un jög up den'n Fahnenjunker los: „Wer blamiert denn hier diese vorzügliche Kompanie so schweinemäßig? Aha, das ist ja ein Fahnenjunkerkchen! Schämen Sie sich nicht, Sie junges Herrchen, hier im Sand herumzukrabbeln und die Kompanie steht wie angemauert in der befohlenen Ordnung? Sie wollen Offizier werden? Wenn ich Hauptmann dieser Kompanie wäre, würde ich mich heute noch von so einem traurigen Anhängsel befreien! Scheren Sie sich auf Ihren Platz, Herr Fahnenjunker!“

Süss äwer wier uns Kritik god för dissen Dag. Den'n drütten Dag güng dat vör Dau un Dag to ne Gebirgsübung in de Vogesen. Baben bi Oberhütten an de Grenz süll ne Schetübung, mit ne Marschübung verbun'n, stattfin'n, süll mit scharpe Patron'n up upgebuchte Ziele schaten war'n. Wie würd'n to spät morgens weckt, de meisten kregen nix miehr in den'n Liew un dorto hürte ik ok. Alles müsst Hals äwer Kopp ruter to'm Antred'n, denn wi müssten bet Münster im Tal führ'n. Von diss lütt fründliche Stadt ut güng dat denn rin in de Barg'. Siehr, siehr schön möt dat sin, wenn ener sich sowat in Ruh' ansehen kann, het Geld in de Tasch un brukt sich üm ken'n Minschen to kümmern. Äwer, wenn ener feldmarschmäßiges Gepäck up den'n Puckel hett, bi tweunddreissig Grad in'n Schatten en'n leddern Schakko up den'n Kopp, den'n Sturmrehm stramm ünner de Kehl, alle Knöp to bet an den'n Hals, de Halsbin'n ok tämlich fast, Kragen drang' to, na, ik müchtmal hüt den'n sehn, de denn noch lacht, wenn he upförrert ward, in dissen Uptog mittomaken. Glik hinner Münster geiht dat noch ne Wiel, äwer denn fängt de Weg an to stieg'n, denn kamen de Serpentine. As en Proppentrecker wind't sich de Weg den'n Barg rup. De Klock wier woll so teihn rüm, dunn klackten de iersten üm von de ierste Kompanie, de vör uns marschierte. Schlimm is dorbi, dat man an disse Lüd vörbi möt. Frischen Mot giwt dat nich, in'n Gegendel, dat makt direkt marod', wenn man en'n so schlackerköppen süht. Dat durt ok nich lang'n, dunn föll'n en poor to glik üm. Wat hinner uns wier, dat wüsten wi jo nich, äwer wat vör uns wier, dat wier all nog. Min Kamerad Wendt seg' ganz blag ut, äwer he schwet'te ganz dull, dorgegen had ik noch ken'n Druppen Schwet verlurn. „Minsch“, segt he mit enmal, „Du warst jo ok ganz blag!“ He had woll recht, denn ik markte, dat ik anfäng hen un her to tummeln, äwer ik wull nich ruter tred'n un schlappmaken, denn dorför had ik mächtige Schiss, dat se mi naher veräppeln ded'n. Wi klatterten immer wieder de Proppentreckerstrat herup. An disse Strat seten nu all äwer twintig Lüd, keken glasig in den'n Dag rin und schlackerten mit den'n Kopp. Se sünd äwer, sovel ik wet, all werre in Gang' kamen, bet de General ankem, de fünn ken'n Schlappen miehr. Mit enmal het dat: „Halt! Setzt die Gewehre zusammen! Links und rechts von den Gewehren austreten!“ Nu wier dat äwer mit mi de höchste Isenbahn. Ik künn kum noch min Gewehr an de Pyramid' ranstell'n un wegtred'n, dunn seg ik alles negenduwwelt. Ik tummelt nah den'n Graben rin, Wendt makt mi de Feldflasch los, wo ik schwarten Kaffee inhad un halte mi ne Köst Brot ut den'n Brotbüdel. As ik nu man ierst schlucken und kau'n ded, dunn würd mi all beter. De Feldwebel, de an uns vörbigüng, kek mi poormal sonderbor an, säd äwer nix. Nah ne Veirtelstun'n het dat: „An die Gewehre! Gewehre in die Hand! Umhängen! Ohne Tritt marsch!“ Nu, wo ik min schlappes Gefühl hinner mi had, seeg ik ierst, wo schön dat Land wier, wat üm uns bläuhn un prang'n ded. Ja dat Elsässer Land is schön und duwwelt schön, wenn man dat von baben ankickt, von de hogen Barg' in de Vogesen. Ik had mi all ümmer wünscht, mal ne Alm to sehen, mit Käuh un Käuhklocken. Hier hew ik dat sehn un hew domals oft so bi mi dacht: „Dat schöne Land mügst Du woll späder ens werre sehn, wenn Du ken'n Dachs up den'n Puckel hest un hengahn kannst, wo Du wist.“ Un ik hew dat Elsass werresehn, äwer nich so as ik mi dat dacht had, o ne, ganz anners. Dat wier in't Kriegsjohr föfteihn.

Vermischte Beiträge
zum
Carolinum

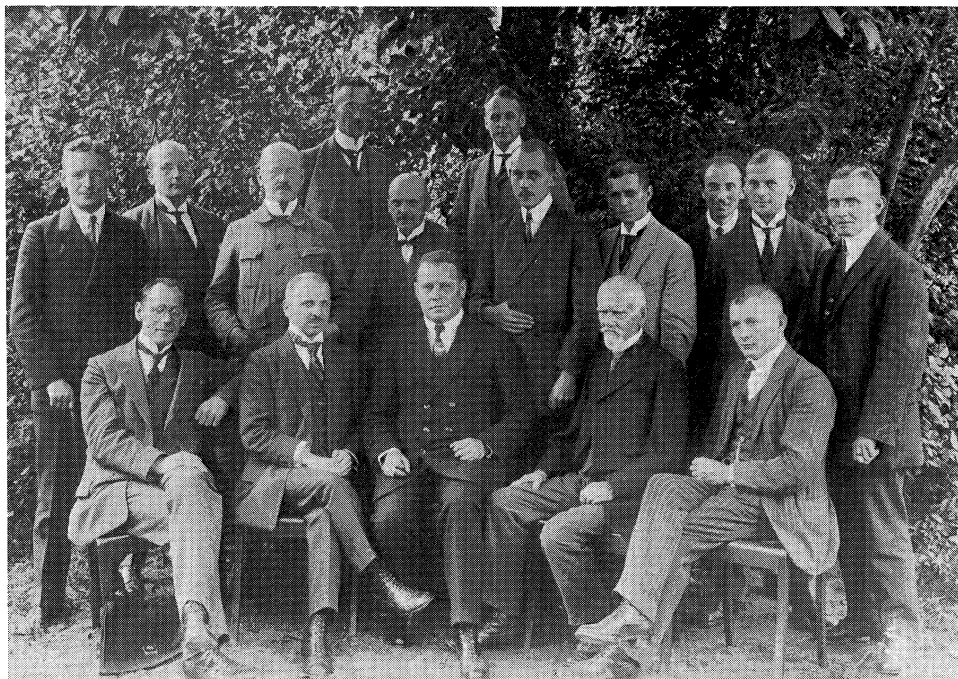
44. Jg. - Nr. 84

Göttingen

Winter 1980/81

Vor etwa 60 Jahren

Lehrerkollegium des Realgymnasiums, das damals noch in dem bescheidenen Haus in der Tiergartenstraße zu Neustreltz untergebracht war.



Von links nach rechts

Untere Reihe sitzend: Fandre, Dr. Stichel, Studiendirektor Dr. Michaelis, Prof. Göbeler ? ?

Mittlere Reihe: Wesemann, ? Nahmmacher, Pfeil, Kirchner, Sterley, ?, ?, Ballschmieter

Stehend: Adam, Piehler

Geburtstage

Am 30. Sept. 1980 vollendete in Rostock der frühere Schuhmachermeister August Schröder sein 105. Lebensjahr. Er ist der Schwiegervater unseres Freundes Carl August Wiese, der vielen Neustrelitzern als Sohn des damaligen Postdirektors Wiese bekannt ist. Hilde Wolter, frühere Schülerin unseres ehem. Neustrelitzer Lyzeums, konnte am 11. August 1980 in Hamburg ihren 75. Geburtstag begehen, Hedi Friedrich, geb. Scheel, ebenfalls frühere Schülerin unseres Lyzeums, vollendete in Heidelberg ihr 75. Lebensjahr.- Am 6. Oktober 1980 konnte Martin Brest in Barrien bei Bremen auf sein 75. Lebensjahr zurückblicken. Er ist von Anbeginn an maßgeblich am Zusammenschluß der Neubrandenburger und Friedländer Altschüler beteiligt und gibt die Neubrandenburger Rundbriefe heraus, die ortsgeschichtlich von hervorragender Bedeutung sind. Auf dem diesjährigen Treffen dieser Altschülervereinigungen am 18. und 19. Okt. in Bad Pyrmont überbrachte Michel Wolfgang Ludwig die Grüße unserer Carolinerschaft und bekundete unsere nachbarschaftliche Verbundenheit. Oberst a. D. Adolf Friedrich Krüger in Eutin vollendete am 21. Okt. 1980 sein 80. Lebensjahr. Er nahm 1918 noch am 1. Weltkrieg teil und am 2. Weltkrieg bei der Fallschirmtruppe vom Anfang bis zum Ende. Zollrat a. D. Robert Buhrow, wohnhaft in Hamburg 76, Schweimlerstr. 5, wird am 14. Febr. 1981 sein 90. Lebensjahr vollenden. Er wurde im 1. Weltkrieg schwer verwundet und verlor den rechten Arm. Dem Vorstand unserer Carolinerschaft gehört er seit 2 Jahrzehnten an.- Am 20. Dezember 1980 vollendet unser Caroliner Theodor Knacke sein 70. Lebensjahr. Seine Anschrift lautet: Theodor Knacke, 4609 Santa Lucia DR Woodland Hills, Californien, 91364, USA.

Gestorben

In Hagen verstarb nach langem Leiden Frau Wanda Silberbauer, geb. Schröder, am 26. Juni 1980. Sie besuchte seinerzeit mit ihrem vor Jahren verstorbenen Ehemann, der alter Caroliner war, fast alle Marburger Treffen. Am 20. Juni 1980 folgte Frau Annemarie Burmeister, geb. Beusch, ihrem im Februar d. J. verstorbenen Ehemann, Schulrat a. D. Walter Burmeister, in den Tod. - Im Sommer d. J. verstarben Margarete Scheuch als Schwester Maria Ambrosi in Rom und am 4. 7. 80 Herta Freifrau von Seckendorff. Schwester Maria Ambrosi war Abiturientin unseres Realgymnasiums 1924. Herta Freifrau von Seckendorff war die Mutter unseres Caroliners Veit-Ludwig Freiherrn von S. und von Marie-Elisabeth von Elterlein, geb. Freiin v. S.- Am 17. Juli 1980 verstarb in Neustrelitz Frau Elisabeth Illmer-Kephalides, geb. Meltz. Sie war die Witwe des früheren Inhabers der Marktapotheke und Mutter von Frau Bärbel Wagner. Unser Caroliner Hans Borchert, Sohn des damaligen Schlachtermeisters Borchert in unserer Glabecker Straße, starb am 22. 7. 1980. - Hermann Bingel, Träger des Deutschen Kreuzes in Gold und zuletzt wohnhaft in Biblis, verstarb am 12. Sept. 1980. - In Norden entschlief am 25. Juli 1980 nach langem Leiden im Alter von 89 Jahren Karl Müller, früherer Inhaber des Hotels „Reichshof“ in Neustrelitz. Am 10. Okt. 1980 verstarb in Neustrelitz Peter Wagner im Alter von 78 Jahren. Er war der jüngste von 4 Söhnen des Kornhändlers Richard Wagner in Neustrelitz. Der älteste Sohn Paul Wagner fiel als Major an der Ostfront, der zweite Leo Wagner wohnt in Marburg und wirkte früher als Architekt. Dr. Benno Wagner war Rechtsanwalt und Notar und starb vor einigen Jahren in Timmendorfer Strand, der Sohn von Paul Wagner ist unser Vorstandsmitglied Tierarzt Dr. Adolf Friedrich Wagner in Eutin. Er nahm an der Beerdigung seines Onkels Peter in Neustrelitz teil, ebenso wie dort an der Trauerfeier für seine Schwiegermutter Frau Illmer-Kephalides. - Am 18. Juli 1980 verstarb in Braunschweig Oberregierungsrat a. D. Konrad Evers im Alter von 81 Jahren. Er machte sein Abitur am Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz am 6. März 1917, schlug dann als Supernumerar die Zollauffbahn ein, wurde Zollinspektor in Lübeck und am 8. April 1931 zum Bezirkszollkommissar befördert und nach Emden versetzt. Er heiratete 1934 die Röntgenassistentin Erika Faust. Konrad Evers war später in Bad Gandersheim, Seesen am Harz und in Waidhofen in Niederösterreich tätig. Nach Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft trat er wieder seinen Dienst als Bezirkszollkommissar in Wolfenbüttel an, nachdem kurz zuvor seine Familie aus der russisch besetzten Zone ausgewiesen worden war. Als Zollrat wurde er nach Braunschweig versetzt und am 20. März 1952 zum Regierungsrat ernannt. Am 11. Februar 1958 wurde er zum Oberregierungsrat befördert und übernahm das Hauptzollamt Braunschweig, das er bis zu seiner Pensionierung leitete. Von 1964 - 1972 war er Ratsherr der Stadt Braunschweig, an deren kommunalpolitischer Entwicklung er mit großen Erfahrungen und Kenntnissen entscheidend mitwirkte. Von seinen vier Kindern wohnt der älteste Sohn Peter in Gifhorn und hat eine Tochter, der zweite Sohn, Dr. med. dent. Dieter Evers ist Zahnarzt in Wolfenbüttel und hat zwei Töchter. Die älteste Tochter von Konrad Evers, Karin, lebt in Celle, ist Lehrerin und hat drei Kinder und ist mit Dr. Horst Reichel verheiratet,

einem Sohn von Obermedizinalrat Dr. Hans Joachim Reichel und seiner Frau Marie geb. Barkhausen, die das Neustrelitzer Lyzeum besucht hat. Die jüngste Tochter Gisela, 1945 geboren, ist kaufmännisch-technische Assistentin und in Lingen/Ems mit dem stellvertretenden Direktor der Jugendstrafanstalt verheiratet. Sie hat zwei Söhne. Frau Erika Evers schreibt uns zu diesen Angaben: „Mein Mann war nun der letzte aus seiner Klasse. Er hing mit ganzem Herzen an seiner Heimat und seinem alten Gymnasium, welches ihn geprägt und ihm die Kraft für seinen Lebensweg mitgegeben hat. Als alter Lateiner verblüffte er noch bis in seine letzten Tage mit seinem Gedächtnis.“ – Im Probstei-Altenheim Segeberg verstarb am 23. Juni 1980 die frühere Lehrerin Henriette Margarethe Burmeister. Sie war am 8. Februar 1885 in Darze bei Feldberg als Tochter des dortigen Domänenpächters geboren. Sie hatte zunächst eine Privatschule in Feldberg geleitet und war danach als Lehrerin bis zu ihrer Pensionierung in Strelitz-Alt tätig. Sie war im Kollegenkreise sehr geachtet und unterrichtete die Kinder stets im Geiste des Humanismus. Sie bewahrte sich ihre geistige Frische bis ins hohe Alter und bezog auch unsere Caroliner-Hefte. Ihre Urne ist in Neustrelitz beigesetzt worden.

Aus Briefen

Dr. Heinrich Pinnow, Ludwigshafen: Bei einem kürzlichen Besuch gab mir mein Schwager Erich Riepitsch die beiliegende Fotografie, von der ich nicht weiß, ob sie nicht schon einmal im Carolinum abgebildet worden war. Es handelt sich um den Vorbeimarsch im Schloßhof anlässlich des Staatsbesuches des neu gewählten Reichspräsidenten von Hindenburg 1926 . . . Als Tambourmajor erkennt man Hans (oder Heinz) Roewer. In der ersten Reihe (in Marschrichtung gesehen) von links nach rechts Heinz (oder Hans) Roewer, Hans Jürgen Dörschner, Karl Heinz Grählert, Joachim Warner. In der zweiten Reihe von links Erich Riepitsch, Karl Vesper und Hermann Bingel. Alles soweit mich mein Gedächtnis und meine Augen nicht trügen. Die Übrigen kann ich nicht mehr erkennen. Ich stelle dies Bild gern zur Veröffentlichung zur Verfügung . . . Ich benutze diese Gelegenheit gern, mich auch im Namen meiner Frau sehr herzlich für die letzten Nummern des Carolinum zu bedanken, die uns immer große Freude machen und von vorne bis hinten sofort studiert werden. . . .

(Anmerkung der Schriftleitung: Wir veröffentlichen dieses Foto anschließend. Vielleicht erkennen unsere Leser weitere Mitschüler oder Bekannte auf diesem Bild.)



Heinz Harnisch, Dortmund: Nachdem ich nun mit großem Interesse eine ganze Reihe der „Carolinum“-Hefte durchgearbeitet habe, möchte ich Ihnen sagen, daß ich die Zeitschrift in Form und Inhalt ganz ausgezeichnet finde. Sie hat meine Kenntnis von der Heimat meiner Eltern bedeutend erweitert.

Nun habe ich eine Frage. In den vermischten Beiträgen des Carolinum Nr. 56/57 war auf der Rückseite ein Klassenbild, auf dem ein Karl-Heinz Harnisch bezeichnet ist. Darunter stand: „Wer kennt Klasse und Jahr?“ Da ich nicht alle Hefte besitze, kenne ich die evtl. Antwort nicht. Ich versuche, die Geschichte der Familie Harnisch zu schreiben, die in 2 Stämmen seit den Befreiungskriegen in Meckl.-Strelitz lebte, kann in meinen bisherigen Unterlagen aber keinen Karl-Heinz finden. Könnten Sie in den vermischten Beiträgen nicht einmal die Mitteilung aufnehmen, daß ich mich wegen dieser Familiengeschichte sehr darüber freuen würde, wenn ich von Ihren Mitgliedern Daten und Hinweise auf Namensträger Harnisch erhalten würde? Nachkommen zu suchen, ist leider viel schwieriger, als Vorfahren aufzuspüren. Nach meinen Unterlagen muß eine Reihe von Ihnen das Carolinum besucht haben.

Dr. Herbert Müller-Praefcke, Karlsruhe-Waldstadt: Sie haben mir mit dem Telegramm, das Sie im Namen der Carolinerschaft und der früheren Schülerinnen geschickt haben, eine echte Freude gemacht, dafür danke ich Ihnen sehr herzlich.

Durch die schöne Zeitschrift „Carolinum“ bleiben wir alle miteinander verbunden – trotz der räumlichen Entfernung von der Heimat. – In Meran trafen sich im September d. J. zu einem gemütlichen Beisammensein Ruth de Terzi-Brčić, geb. Hoffmann, wohnhaft in Bozen, Gertrud von Pretzmann, geb. Stein, wohnhaft in Meran, Theo W. Knacke, der aus Californien nach Südtirol gekommen war, und unsere Lübecker Helga und Michel Ludewig. Unsere Altschüler-schaft erhielt mit deren Unterschriften eine Ansichtskarte vom schönen Meran mit herzlichen Grüßen an alle Caroliner und Lyzeistinnen.

Dr. Bernd Funck, Leningrad: Während Deutschland noch voller herbstlicher Eindrücke ist, fegen hier schwere Schneewehen über die Newa, und unwillkürlich denkt man an den jungen preußischen Gesandten von Bismarck, der im Winter 1858/59 per Schlitten durch diese Straßen fuhr und bei dieser Gelegenheit, einem komischen Umstand nach, das später durch ihn berühmt gewordene russische Nitschewo erlernte: sein Schlitten kippte nämlich bei einer scharfen Kurve um, und die wertvolle diplomatische Last fiel auf die Straße. Den Kutscher schien das nicht zu rühren, was er durch ein vieldeutiges Nitschewo zum Ausdruck brachte – eine Reaktion, die den für seinen Humor bekannten Bismarck köstlich amüsierte.

Auch wenn ich mein Hotel betrete, muß ich nolens volens an den großen Politiker denken; er schreibt in seinen „Gedanken“; mitten im größten Gedränge, dort wo bereits die Polizei handgreiflich wird, wirkt ein Ordensbändchen oder ähnliches Wunder, und wie von unsichtbarer Hand dirigiert, weicht man dem magischen Zeichen. Bismarck sagt übrigens, daß das in Frankreich ähnlich sei, und tatsächlich beschreibt die unter Katharina der Großen berühmt gewordene Fürstin Woronzowa-Daschkowa einen solchen Fall. Vor dem Theater in ein Handgemenge zwischen Polizei und Volksmenge geraten, vermag sie sich mit ihrer Begleiterin nur den Weg zu bahnen, als sie sich vorstellte, das half sofort. Die Fürstin war empört, daß lediglich ihr Rang, nicht aber ihr Geschlecht diesen Umschwung bewirkte. Sehen Sie, lieber Herr Heitmann, auf welchen historischen Spuren wir hier wandeln, einst tat dies auch Ihr Verwandter, der kaiserliche Staatsrat von Lorenz.

Ich aber hoffe nun diesmal wirklich das Rungesche Archiv untersuchen zu können, um den Spuren des Sohnes von Otto Siegismund zu folgen. Es ist ziemlich schwierig, eine Genehmigung zum Besuch des Archivs zu bekommen, doch unterstützt mich die Akademie dabei.

Lange haben wir nichts voneinander gehört, und offensichtlich schickten Sie auch kein „Carolinum“ via Leningrad. Aber ich hoffe dennoch, daß Sie mich in Ihrem Gedächtnis behalten als Freund und Interessenten mecklenburgischer Altertümer. Leider komme ich dienstlich wenig dazu, aber ich hoffe doch, in nicht allzuweiter Ferne wieder mehr in medias res zu kommen und meinem Hobby neuen Stoff zu vermitteln – im Grunde liegt alles bereit, man müßte nur etwas durchforsten und straffen im Text. Ich sehe nach wie vor einen großen Sinn darin für die allgemeine Sache und halte diese Studien im rasanten Zeitalter der Hektik für jene Basis, auf der sich einem Eiland gleich die Kultur, sprich das Humanum, halten kann. Es sind gerade diese Bindungen, die als Bausteine aus einer heileren Welt der heutigen Gesellschaft auch ein gewisses Rückgrat verleihen, weil sie unmittelbar an Teile unseres eigenen Ich's anschließen und damit paradoxerweise den Individualismus zumindest streckenweise überwinden. Diese Teile des Ich's sind ja Bindeglieder zwischen einer ganzen Gruppe von Menschen, die in ihrem Innern letztlich angestammte, regional bedingte Gemeinsamkeiten besitzen. Wir wünschen Ihnen und den Ihren sowie der ganzen Carolinerschaft ein gesegnetes Fest.

Beitragszahlungen

Unser Schatzmeister schreibt uns:

Es ist vielfach übersehen worden, daß die Beiträge ab 1. 1. 1980 erhöht worden sind und zwar für die ordentlichen Mitglieder (Ehemalige) auf DM 36,- und für die Freunde auf DM 24,- jährlich.

Alle Beiträge möchten endlich bis Ende März überwiesen werden, damit ich nicht das ganze Jahr immer kleckerweise die Beiträge eintragen muß.

Häufig kommen Überweisungen ohne Absenderangaben. Bei Postscheckteilnehmern erfordert das immer eine Rückfrage von mir und verursacht Mehrarbeit. Bei Schaltereinzahlungen ist es vielfach nicht möglich festzustellen, wer der Einzahler war. Möglicherweise erhält dann der eine oder andere eine Zahlungserinnerung, über die er sich dann wundert.

Ferner bitte ich bei Banküberweisungen um deutliche Namenseintragung, typische Unterschriften kann ich oft nicht entziffern!

Ihr tut mir alle einen großen Gefallen mit der Erfüllung meiner Bitte, und ich hoffe, daß Ihr alle Verständnis dafür habt. Ich habe auch noch vielfältige andere Aufgaben, wie in der Fritz-Reuter-Gesellschaft usw.
Euer Michel Ludewig

Drosseln

Möd un matt schient de Novembersünn,
natt sünd Holtbusch, Wischen, Brook un Acker.
Drosseln fölen hüt von Osten in,
dusende lütt Ziemen¹⁾, grote Schacker²⁾).

Letztet Licht flütt dörch de hogen Böken.
Drosselvolk giffit sik keen Rast, keen Ruh.
Aewerall een Racken, Puken, Söken,
heemlich, huschig, ielig, frömd un schuh.

Lött ok nich väl Singsang von sik hür'n,
Wannertied von Hus is still un weh,
hölt od nich lang'n Rast-ward wiederstüern,
't föllt nu ball bi uns de ierste Schnee.

O, hork hen! Een singt noch ees sin Locken.
Klingt as Frühlingsahnen dörch dat Holt.
Doch wi ward'n uns ball ümt Füer hocken.
Lichte Stund'n ward'n nu kort un kolt.

Nu adschüß ji lütten Wannervaegel,
bet dat Licht to Fröhjohr wedder waßt.
Denn giffit Baldur³⁾ sin'n Schimmel Taegel,
ridd dörcht Land un allens bläujt un grönt un graßt.

Klaus Giese-Strelitz

¹⁾ Ziemen = Rotdrosseln

²⁾ Schacker = Wacholderdrosseln

³⁾ Baldur = Gott des Frühlings in der german. Mythologie.



Wer kennt ihn?

Unser Caroliner Wolfgang Seyberlich, Oberstudienrat in Schöningen, schickte uns ein Bild eines Lehrers aus dem Jahre 1940. Er hatte es mit einem Zeitungsartikel von Frau Kulow aus Neustrelitz bekommen. Sie ist die Mutter von Hans Joachim Kulow, der 1943 an unserem Carolinum das Abitur machte und 1944 bei Witebsk fiel. Das Bild stellt vermutlich Studienrat Maaß dar, während eines landwirtschaftlichen Einsatzes. Er wurde von den Schülern „Kollege“ genannt. Wir veröffentlichen anschließend dieses Bild. Vielleicht erkennt ihn noch manch einer von uns?

Künstler aus Mecklenburg – Ausstellung in Hamburg

Vor etwa 200 Gästen eröffneten am 1. Dezember 1980 die Stiftung Mecklenburg und der Kulturkreis Mecklenburg in Hamburg die erste große Ausstellung von Werken mecklenburgischer Künstler im Oberlichtsaal der Finanzbehörde am Gänsemarkt in Hamburg. Der Vorsitzende des Stiftungsrates, Landrat a. D. Gerhard Wandschneider, dankte in seiner Eröffnungsansprache der Hamburger Finanzbehörde, deren Amtschef, Staatsrat Dr. Schattschneider später zugegen war, für ihr Entgegenkommen. Der Chef der Staatskanzlei der Landesregierung Schleswig-Holstein war durch Herrn von Leesen, der Kreis Herzogtum Lauenburg durch Landrat Günther Kröpelin und Ratzeburg durch Bürgermeister Dr. Schmidt vertreten. Gerhard Wandschneider begrüßte auch den Bundessprecher der Landsmannschaft Mecklenburg Karl Werner Flint und den Landesvorsitzenden Prof. Emil Schlee sowie die Vertreter der befreundeten ost- und mitteldeutschen Landsmannschaften, ebenfalls unseren Caroliner, Botschafter a. D. Otto E. Heipertz aus Bonn. Er hieß auch Frau Hilda Siems, die mit ihrem früh verstorbenen Bruder Dr. Siems in hochherziger Weise die Gründung der am 1. 6. 1973 genehmigten Stiftung Mecklenburg erst ermöglicht hat, dankbar willkommen.

Unter den prominenten Gästen befand sich auch der Direktor der Ostdeutschen Galerie in Regensburg Dr. Timm. Die Witwe des 1945 gefallenen Malers Karl Christian Klasen war aus Berlin gekommen und die Nichte der Stargarder Malerin Marie Hager (1947 †), Frau Wiltrud Kratz, aus Bad Dürkheim. Einige ausstellende Künstler waren zugegen. Zu den Aktivitäten der Stiftung erwähnte Gerhard Wandschneider, daß bisher 8 Kunstaussstellungen im Ratzeburger Kreismuseum veranstaltet und 4 wissenschaftliche Schriften im Böhlau-Verlag Köln-Wien herausgegeben worden seien. Er schloß seine Begrüßung mit einer Liebeserklärung an Hamburg, diese eigentliche Hauptstadt der Mecklenburger! Schulrat a. D. Hans Jürß führte alsdann feinsinnig und sachkundig in die 90 Exponate umfassende Ausstellung ein. Den Anfang bilden Arbeiten von Carl Canow, die noch ganz der Idylle verhaftet sind. Sein „Heimkehrender Bauer“ ist fast gleichzeitig mit Fritz Reuters „Eikboomlied“ entstanden. Von der Naturlyrik geprägt sind die reizvollen Landschaften von Franz Bunke. Einen Schwerpunkt bilden Arbeiten der „Stargarder Malerschule“: Hermann Koenemann, Hans Licht und vor allem Marie Hager zeigen eine neue Art des Sehens in ihren kräftigen Bildern. Gut vertreten sind Künstler, die um die

Jahrhundertwende geboren sind: Helene Dolberg, Oscar Droege, Wilhelm Facklam, Fritz Moeller-Schlünz, Rudolf Allwardt und Friedrich Franz Pingel, der bei Ratzeburg den Schönheiten der Landschaft nachspürt. Hinzu kommen der früh vollendete Karl Christian Klasen mit zarten, empfindsamen Aquarellen und Zeichnungen, sowie Heinz Wulf, der in Hamburg lebt und einige starke Holzskulpturen zeigt. Die jüngere Generation widmet sich stärker den graphisch betonten Ausdrucksmöglichkeiten bis hin zu Aquarell und Pastell. Helmut Meyer, Jürgen Pieplow und Christa Wächtler.

Eindrucksvoll präsentiert sich die einzige Bildhauerin dieser Ausstellung, die in Schwerin geborene Gertrud Bergmann, die in Berlin wirkt, mit Kleinbronzen von Kindern und Tieren sowie Porträt-Medaillen und mit ihrer stärksten Arbeit, einer Statuette von Ernst Barlach. So bietet sich dem Besucher eine farbige Darstellung mecklenburgischer Künstler aus rund 120 Jahren, eine sehenswerte Ausstellung, die Ende März und im April 1981 auch in Kiel gezeigt werden wird.

Nachträglich eingegangene Traueranzeigen

Am 28. November 1980 wurde Frau Irmgard Werner, geb. Bahlcke, im Alter von 83 Jahren von ihrem in Geduld getragenen Leiden durch einen sanften Tod erlöst. Sie war die älteste Schwester unseres Caroliners Ehrenfried Bahlcke und wurde zuletzt im Pflegeheim des Senioren-Wohnsitzes in Ratzeburg betreut.

Im Alter von fast 84 Jahren verstarb am 30. November 1980 in Homburg/Saar Frau Betty Wendland, geb. Laurisch. Sie war die Mutter unseres Caroliners Hans-Robert Wendland.

Zum 25jährigen Bestehen unserer Carolinerschaft seit ihrer Neugründung in Marburg

Wir werden dieses für die fortwirkende Geschichte unserer ehemaligen Schule bedeutungsvollen Ereignis anlässlich unseres

11. Caroliner-Treffens

von Freitag, dem 4. September bis Sonntag, dem 6. September 1981,
festlich gedenken.

Begrüßungsabend am 4. Sept. 81 im Hotel „Berggarten“ Marbach

Gottesdienst in der St. Elisabeth-Kirche am 5. Sept. um 10 Uhr

Gesellschaftlicher Abend, 5. Sept. 20 Uhr im Hotel Berggarten in Marburg/
Marbach, Emil-von-Behring-Str. 28.

Sonntag, 6. Sept. 81 gemütlicher Ausklang.

Zu dieser Feier wird voraussichtlich das Schulorchester des Gymnasium Philippinum in Marburg durch ein festliches Konzert beitragen. Näheres teilen wir im nächsten Heft dieser Zeitschrift mit.

Wir bitten, alle Caroliner, Freunde und Angehörige, sich diese Termine vorzumerken und an diesem **Jubiläumstreffen** teilzunehmen.

Es wird insofern ein Neuanfang sein, als uns das schon heimatlich gewordene Kurhotel Ortenberg nicht mehr zur Verfügung steht und wir daher nach einem neuen entsprechenden Domizil suchen mußten.

Wir haben es im Hotel und Gästehaus „**BERGGARTEN**“ in Marbach, Emil-von-Behring-Str. 28, gefunden. Es wird uns dort sicherlich gefallen.

Zimmerbestellungen unter Telefon-Nr. 0 64 21 / 6 60 07 oder 6 60 08.



*Unseren Carolinern und Freunden
wünschen wir
ein gesundes und friedliches
Neues Jahr!*

DIE SCHRIFTFLEITUNG

